men, nur aus einer Urkunde des Papstes Alexander IV. aus dem Jahre 1259 erfahren wir zum ersten Male von der Existenz des Klosters, das den Namen Seldenthal führte. Dann schweigen wieder alle Quellen, so daß man mit Recht annehmen kann, daß es sich um eine behelfsmäßige Niederlassung gehandelt haben muß. Auch spätere Akten aus einer schreibfreudigeren Zeit wissen nichts von dieser ersten Niederlassung zu berichten, wenn auch die Existenz des ersten Klosters zu Thal immer wieder erwähnt wird. Bis zur Säkularisation befand sich hier ein Priorat des Klosters Fürstenfeld, das meistens von einem älteren Mönch betreut wurde.

Von früheren Schriftstellern wird häufig behauptet, daß äußerer Mangel und ungenügende Unterkünfte die Gründe für den Niedergang der Klosterniederlassung zu Thal gewesen sein sollen. Dies scheint doch nicht zuzutreffen, denn die Zisterzienser Mönche waren an ein entbehrungsreiches Leben gewöhnt, ja, es war ihnen durch die Ordensregel geradezu zur Pflicht gemacht. Und am neuen Niederlassungsort an der Amper waren die äußeren Verhältnisse auch nicht viel besser, so daß man annehmen kann, daß andere Gründe für die Verlegung des Klosters maßgeblich gewesen sind. Darüber sollen in einem späteren Abschnitt eine Reihe von Vermutungen ausgesprochen werden.

Nach der ersten Erwähnung des Klosters Seldenthal bei Aibling hören wir einige Jahre nichts mehr über die Stiftung. Wir erfahren nichts von den doch sonst üblichen Schenkungen an Land und Gütern aller Art, von Grundstückskäufen oder -tauschen, ohne Zweifel ein sicheres Zeichen dafür, daß das Kloster dazu keine Berechtigung hatte, weil noch kein Stiftungsbrief bestand, der die Existenz des Klosters juristisch festlegte. Daß das Kloster noch sehr arm gewesen sein muß, geht aus der oben erwähnten Urkunde des Papstes Alexanders hervor, der es den Kaufleuten verwies, vom Kloster Seldenthal „räuberische Zinsen" zu nehmen. Die einzige materielle Unterstützung, die der Herzog dem Kloster zukommen ließ, war die Schenkung des Dorfes Inchenhofen bei Aichach.

Dann schweigen die Urkunden mehrere Jahre vollständig; die Bußstiftung des Herzogs Ludwig scheint in Vergessenheit geraten zu sein. Allerdings muß man berücksichtigen, daß er in diesen Jahren vollauf mit innen- und außenpolitischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die es ihm nicht erlaubten, sich mit persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Im Jahre 1256 mußte er sich gegen den König Ottokar von Böhmen wehren, der mit einem Heer über Passau bis nach Landshut vorgedrungen war und erst nach einer schweren Schlacht bei Mühldorf zurückgeworfen werden konnte. Zwei Jahre später hatte er sich gegen den Bischof Eberhard von Worms zu verteidigen und schließlich wurde er in einen Machtkampf mit den Bürgern von Regensburg verwickelt. Zwischendurch übernahm er die Vormundschaft über seinen unmündigen Neffen, den später so unglücklichen König Konradin.

Schließlich mußte die Niederlassung in Thal doch aufgegeben werden. Die Mönche zogen nach Olching und blieben hier etwa zwei Jahre. Auch diese Niederlassung dürfte nur als vorübergehend betrachtet worden sein, da aus dieser Zeit keine schriftlichen Unterlagen stammen, keine Urkunde wurde während dieser Zeit vom Konvent ausgestellt und in keiner Herzogsurkunde wird das Kloster in Olching erwähnt. Zur Erklärung dieses allgemeinen Stillschweigens geht man sicher nicht fehl mit der Annahme, daß die Mönche das Kloster Seldenthal verlassen hatten und auf Anordnung des Herzogs behelfsmäßig auf einem der großen Bauernhöfe untergebracht waren, die zum alten herzoglichen Grundbesitz gehörten und die auch später in der Stiftungsurkunde als Ausstattungsgut des Klosters Fürstenfeld erscheinen. Vermutlich war inzwischen der endgültige Platz des neuen Klosters an der Amper festgelegt worden und die Mönche konnten auf ihrem Hof in Olching in Ruhe abwarten, bis die Bauten des neuen Klosters so weit gediehen waren, daß sie hier ihre Unterkunft finden konnten. Ihre Ordensvorschrift schrieb vor, daß sie das gemeinsame Klosterleben nur aufnehmen durften, wenn die Abhaltung der täglichen Gebetszeiten gesichert war.

Als diese Vorarbeiten erledigt waren, begann der Umzug in das neue Heim. Jetzt erfahren wir auch zum ersten Male den neuen Namen des Klosters Fürstenfeld, sicher ein Akt der Dankbarkeit gegenüber Herzog Ludwig, der den Grund und Boden für die neue Niederlassung geschenkt hatte. Zum ersten Male findet sich der zuständige Diözesanbischof von Freising bereit, eine kurze formale Anerkennung der Rechte und Freiheiten für den Bereich auszustellen.

Inzwischen begann der Aus- und Weiterbau des Klosters Fürstenfeld und damit die Zeit, in der sich der Abt mit seinen Mönchen bewähren konnte. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die neue, die dritte Niederlassung auch lebensfähig war oder ob der Ort wiederum nicht richtig gewählt worden war. Es zeigte sich aber, daß alle materiellen Voraussetzungen für ein Gedeihen des Klosters gegeben waren und auch seitens des Herzogs scheint der Ausbau der wirtschaftlichen Grundlagen mit aller Energie weiter betrieben worden sein. Dazu gehörte vor allen Dingen die Ausstattung mit Gütern, aus deren Erträgnissen die Mönche leben konnten. Hier erwies sich der Herzog als recht großzügig, denn in der Gründungsurkunde setzte er nicht weniger als 41 Bauernhöfe als Stiftungsgut ein, die zum Teil in unmittelbarer Nähe des Klosters, zum Teil in den Stammlanden der Wittelsbacher, der Gegend um Aichach, lagen.

Die juristische Bekräftigung dieser Stiftung und die unerläßliche Bestätigung durch den Papst dauerte über zwei Jahre; eine lange Zeit, wenn man nicht die große Entfernung von Bayern nach Rom in Betracht ziehen würde. In dieser Zeit fehlt wiederum jede Urkunde und jede schriftliche Erwähnung des Klosters. Dies ist verständlich, weil die Stiftungsurkunde noch nicht durch den Papst bestätigt war und daher die juristische Grundlage für die Existenz des Klosters fehlte.

Endlich, am 27. November 1265 gab der neue Papst Clemens IV. in einer Bulle an den Bischof Konrad von Freising der Stiftung des Herzogs, fast 10 Jahre nach

der Ermordung der Herzogin, seine Genehmigung. Darin wird erwähnt, daß sich der Herzog bereits über den Kardinalpriester Hugo von St. Sabina brieflich an den Papst Alexander IV. zur Buße für seine Sünden (pro suorum satisfactione peccaminum) gewendet habe. Es sei ihm aufgelegt worden, mit einer Anzahl Soldaten zur Unterstützung des Heiligen Landes auszuziehen. Wenn ihm dies aber nicht möglich sei, sollte er ein Kloster des Karthäuserordens aus seinem eigenen Vermögen gründen und so dotieren, daß 12 Angehörige dieses Ordens ein ausreichendes Auskommen hätten. Da aber der Herzog die Reise in das Heilige Land nicht habe antreten können und in seinem Lande sich kein Kloster des Karthäuserordens befinde, habe er damit begonnen, auf seinem Grund und Boden, genannt Fürstenfeld, ein Kloster zu bauen, in das er Zisterzienser Mönche einzusetzen beabsichtige. Unter der Voraussetzung, daß der Herzog nicht verpflichtet sei, aus einem anderen Grunde ein Zisterzienserkloster zu bauen, wurde mit dieser Bulle der Bischof von Freising ermächtigt, der Bitte des Herzogs zu entsprechen.

Diese Genehmigung erteilte Bischof Konrad ein halbes Jahr später, am 14. Juni 1266.

Inzwischen veröffentlichte Herzog Ludwig am 22. Februar 1266 seine Charta Fundationis, den großen Stiftungsbrief. Von diesem Tage an konnte die Existenz des Klosters als gesichert gelten. Nun beginnen die Urkunden des Klosters, vom Abt und seinen Mönchen unterschrieben und gesiegelt, zahlreicher zu werden. Die Klosterleitung war im Rahmen ihrer Befugnisse berechtigt, Grundstückskäufe und -verkäufe sowie Tauschhandlungen vorzunehmen. Der Abt war Herr über seine Grundholden geworden und hatte das sog. Kleine Gericht über die ihm hörigen Bauern und Bürger erhalten.

Quellennachweise:

Handschriftliche Chronik des letzten Abtes von Fürstenfeld Gerhard Führer, StB München, Cgm 3920.

Monumenta Boica 9, S. 89 - 340.

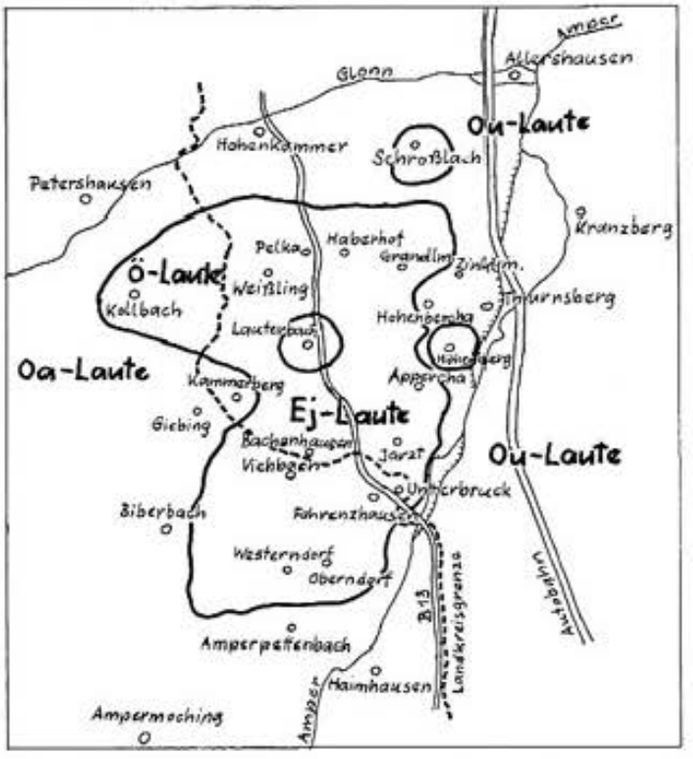
Urkundenbuch des Klosters Fürstenfeld, HStA München.

Mundartliche Sonderheiten im Raume der Glonn und Amper

Von Oberlehrer Heinrich Rothenberger

„Hinter'm Heiserl hockt a kloans Meiserl und schaugt a weni vüri." In die Schriftsprache übersetzt heißt dieser Kinderreim: „Hinter dem Häuschen sitzt ein kleines Mäuschen und schaut ein wenig hervor, aber ganz unbedeutend!" Ein geflügeltes Wort unserer Gegend ist: „Loß dö do hoamgeig'n, du Kletz'nsepp!" In die Hoch- oder Schriftsprache übertragen müßte es lauten: „Lassen Sie sich doch heimviolinen, Sie getrockneter Birnenjosef!" Fürwahr, ein großer Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache. Die Mitte beider Sprachen bildet aber die Umgangssprache, ein Mittelding, deren Lautbestand noch voller Landschaftsklänge steckt, eine Sprache, die zwar von der Mundart gefärbt ist, aber schon die Tendenz zur Hochsprache hat. Die Schriftsprache zeigt sich trotz allem als kein verdrängender Ersatz für die Mundart, sondern lediglich als der vordere Teil.

Mundartgrenzen zwischen Amper und Glonn



Schwer fällt unseren Leuten die Umgangssprache und mit der Hochsprache stehen sie teilweise auf Kriegsfuß. Das bringt ihnen oft viele und harte Kritik. Man wertet sie ab und stuft sie falsch ein, ja man stellt sie zurück und zieht andere vor. Redegewandt zeigen sich unsere Leute nur, wenn sie sprechen dürfen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und wer sie einmal diskutieren hört, wundert sich nicht nur über ihre Schlagfertigkeit, sondern auch über den beißenden Spott ihrer Worte. Es soll gewiß kein Hieb auf irgend eine Stammesgruppe sein, wenn ich zitiere: „Bei an Boar braucht ma a Johr bis ma schpannt, daß er wos ko — und bei an andern braucht ma a Johr bis ma mirkt, daß er nix ko." Spiegelt dieser Satz nicht eine treffende Selbstkritik? Offenbart er aber nicht auch eine kleine, harmlose Bosheit? Gewiß, aber in dieser neckenden Bosheit ist noch lange keine Rivalität der Stämme zu suchen! So ist also die Sprache ein Mittel der Verständigung, ein Band, das die Menschen gleichen Stammes verbindet und zusammenschließt. Aber auch die Mundart steht in diesem Dienste. Sie erzieht in ganz besonderem

Maße zur Heimatliebe, aber auch zur Anerkennung des Stammesfremden, besonders in der heutigen Zeit der Stammesvermischung.

Wer aber die Mundart abwertet und gering einschätzt, vergißt, daß in ihr Geschichte steckt. Sie enthält nämlich Wortgut längst vergangener Zeiten.

Wer vermutet in dem Wort „Bißgurn", das wir so häufig für eine Giftspritze oder ein streitsüchtiges Weib verwenden das mhd. Wort „gure" (Stute)? Nicht anders ist es mit „kreischen". Es kommt von „kriszen" (stöhnen), daher auch der Name Kreißsaal! „Dockalnett" läßt sich von „tocha" (Puppe) ableiten und unser „Eingnampa" (einschlafen oder einnicken) von „gnappen" (nicken). Selbst das „Bacherlwarm", jene Bezeichnung für eine wohltuende Wärme geht auf das mhd. „bachen" (Wasser lassen) zurück. All die bisher genannten Wörter sind mittelhochdeutschen Ursprunges. Das Wort „aufmern", also kaputt machen, ist sogar gotischen Ursprunges (marzjan rühren, wühlen im Sinne eine Ordnung zerstören). Die gelungene Wortverbindung „Flitscherletui" (Beiwagen eines Motorrades) setzt sich zusammen aus „Flitschn" (ahd. flitarezzen, schmeicheln), einst wohlwollend, heute aber eine Abwertung, unziemendes Weibsbild und dem französischen Wort Etui (Schachtel, Behälter). Auch in dem Wort „Magant", das bei uns so häufig gebraucht wird, steckt altdeutsches Wortgut (mark, markieren, also kennzeichnen und schließlich im übertragenen Sinn „vortäuschen").

In den Wörtern in oaner „Tur" (Tour), und „Manier'n" (manière) werden französische Wörter sichtbar. Der „Bambs", der seine Mutter „sekiert" bringt uns mit dem Italienischen in Berührung (bambino Kind, seccare schneiden). Der Radi (Rettich) und der „Gugumara" (Gurke) sind lateinischen Ursprunges (radix Wurzel, cucumis Gurke). Unsere „Stum" (Stube) führt nach England (stove = Ofen).

Wer möchte aber hinter den echt bayerisch klingenden Worten „der hot an eiwendig'n Pekl" (inneren Schaden) ein hebräisches Wort suchen? (pekl = Schaden). Auch der Ruach (nimmersatter, geiziger Mensch) ist hebräischen Stammes. Dieses Wort ließe sich auch aus dem Mittelhochdeutschen (ruachen) belegen und heißt seinen Sinn an etwas hängen. „Schix" (liederliches Mädchen) stammt vom hebräischen Wort „schekez" (Abscheu). Ein christliches Mädchen war dem Juden ein Abscheu, aber auch die Christen bezeichneten Judenmädchen so! Dieser kleine und kurze Gang durch die Mundart soll etwas vom Werden unserer Sprache gezeigt haben. Er war gedacht für alle jene, die sich so erhaben über diese „bäuerliche Sprache" dünken. Aber Mundart genau betrachtet, offenbart uns wie sie gewachsen ist und erfüllt uns mit Achtung. Wir können auch ein wenig spüren, wie fremde Namen erst allmählich mundgerecht wurden. Ein Stück Lebenswirklichkeit spiegelt sich in der Mundart, aber wir finden auch ein Stück Siedlungsgeschichte in ihr.

Weisen nun die im Raume von Hohenbercha aufgezeigten lautlichen Sonderheiten unserer Mundart auf siedlungsgeschichtliche Wellen hin? In einer kleinen Skizze sind die Gebiete der „Ou-, Oa- und Ej-Laute" festgehalten.

Zunächst entdeckt man in Schroßlach unverfälschten pfälzischen Dialekt. In diesem Ort geht also noch „der Parrer mit der Peip in die Kerk". So klingt es bei den 60- und 70jährigen Leuten, während die jungen unverfälschtes Bayerisch sprechen. Mit den alten Leuten stirbt nun das Pfälzisch in unserem Raume aus.

In den Jahren 1810 bis 1820 erfolgte in Zinklmiltach, Grandlmiltach, Thurnsberg und Appercha eine Einwanderung vom Rhein her. Auf diese Zeit gehen auch die evangelischen Ansiedelungen zurück; wohlgemerkt, es waren auch einzelne Katholiken darunter. Diese „Rheiner", wie man sie allgemein nannte, erwarben schnell vergantete Höfe. Es war für unsere Gegend eine Zeit der Bauernkrise. 1797 zogen die Franzosen durch. 1798 war das österreichische Regiment Erzherzog Karl in Allershausen einquartiert. 1800 kamen die Franzosen aus Pfaffenhofen und zogen nach Hohenlinden. Zweifellos waren das schwerwiegende Ereignisse, die manchen Bauern entmutigten. So erwarben die Fremden (Rheiner) verhältnismäßig günstig die Höfe und dank ihrer verfeinerten, landwirtschaftlichen Anbaumethoden hatten sie auch mehr Erfolg. Außerdem besaßen sie auch eine größere Erfahrung mit der Bewirtschaftung von feuchten und nassen Böden. Ein weiterer Grund mag auch die Tatsache gewesen sein, daß die Rheinländer ihren Boden preisgünstig verkaufen konnten. So war es ihnen möglich, daß sie für den Preis eines Tagwerkes drei bayerische erwerben konnten. Der Hauptgrund aber, weshalb die Rheiner zu uns kamen, war wohl das bayerische Toleranzedikt von 1800, welches sämtlichen christlichen Bekenntnissen Religionsfreiheit gewährte.

Laut der Pfarrmatrikel von Allershausen kauften 1834 Georg Kiefer, Andreas Kiefer und Wendelin Hering, früher Ackersleute zu Haßloch im Rheinkreise ansässig, den freistiftigen Schroßlachhof miteinander zur gemeinschaftlichen Bewirtschaftung um 9 044 fl. Pfarrer Gassinger berichtet in seinem Buch „Die Pfarrei Allershausen", daß aus dem Schroßlacher Hof vier Anwesen entstanden und diese Siedlung ca. 34 Seelen zählte. Hier in Schroßlach, einst ein Weiler, hat sich die Pfälzer Mundart erhalten. Die Pfälzer waren unter sich abgeschlossen. Diese Gesellschaft der Rheiner wechselte wohl in den einzelnen Gliedern, die Menge der Personen schwankte, aber das Zusammengehörigkeitsbewußtsein ließ ihre Mundart nicht sterben.

In Zinkelmiltach erleben wir das gegenteilige Beispiel. Auch hier erwarben die Rheiner Höfe, teilten diese oder vertauschten sie. In Vergessenheit geraten sind die Namen: Eppelsheimer, Jakob Schmid, Georg Feuerstein, Peter Kalina, Moser, Lohr, Binderwolf, Karl Rink. Einige der Rheiner verkauften ihre Höfe wieder. Der Rest der kleinen Gesellschaft und vor allem ihre Kinder wurden den Daseinsgesetzen entsprechend angeglichen und in die dörfliche Gemeinschaft eingegliedert. Nur noch der Hofname „Feister", ehemals Feuerstein, erinnert in dieser Ortschaft an die Anwesenheit der Rheiner. Ihr Dialekt ist im Miltachtal ausgestorben.

In dem Weiler Höhenberg trifft man in den Worten mit langem „o" (Tor) die Lautung „oa" (Toar). Mitten in unserem Sprachgebiet finden wir eine „Dachauer Sprachinsel" (Roat, Koarn, Doar). Eine inzwischen schon Verstorbene, die mit 90 Jahren geistig noch sehr frisch war, erinnerte sich, daß in Höhenberg schon immer „dachauerisch" gesprochen wurde. Aus den Pfarrmatrikeln von Hohenbercha konnte ich feststellen, daß am 4. 7. 1882 der Bauer Georg Glas aus Röhrmoos hier einheiratete. Mit ihm zog sein heimatlicher Dialekt in unsere Gegend ein. Am 8. 4. 1902 kam schließlich Blasius Reischl aus Steinkirchen bei Dachau auf das Anwesen. So blieb die Mundart auf dem Weiler zunächst erhalten.

Eine genaue Grenzlinie um die fast schwäbischen Laute, die in der Ortschaft Lauterbach besonders stark hervortreten, ist sehr schwierig zu ziehen, denn diese Sprucheigentümlichkeit „hosch" (hast), „Kasch'n" (Kasten), „Misch" (Mist) „d'Schoi", (Schule) reicht sogar teilweise bis Thurnsberg und Grandlmiltach herab. Ein alter Hofname könnte dafür eine an den Haaren herbeigezogene Erklärung sein. Dieses Haus hieß beim „Schwob" (Schwabe!) und wurde um 1900 abgerissen. Es ist aber auch interessant zu wissen, daß viele ehemalige Hüter (Dorfhirten) aus dem Allgäu stammten.

Wesentlich genauer und fast ohne Verzahnung kann man die Grenzlinien der hellen, breiten „Ej-Laute" festlegen. Hier gibt es kein Übergangsterritorium für die aufgezeigte Eigentümlichkeit: Dejd, rejd, Dejr, Kejn. Das lange „O" in den Wörtern „rot, tot, Tor, Korn" wird mundartlich zum „Ej-Laut". Es handelt sich hier um eine Palatalisierung. Diese Sonderheit in unserer Mundart beginnt in Grandlmiltach, ist über Haberhof, Pelka, Lauterbach, Appercha, Jarzt, Fahrenzhausen weiterzuverfolgen und endigt schließlich in Westerndorf, während in der nächsten Ortschaft Biberbach schon die „Oa-Lautung" beginnt. Interessant ist zu wissen, daß im Inn- und Salzachviertel, z. B. in der Gegend von Altenmarkt, diese „Ej-Laute" ebenfalls vorkommen. Besteht hier vielleicht eine siedlungsgeschichtliche Verbindung? Wenn man dieses Gebiet der Ej-Laute auf dem Napoleonischen Kataster betrachtet, so stellt es sich noch als eine große Auenlandschaft vor. Das Miltachtal, ein Quertal zur Amper, weist feuchte und nasse Wiesen auf. Die Miltach mündet in die Amper und hatte, wie ich von alten Leuten erfuhr, 1910 noch einen großen Fischreichtum aufzuweisen. Sie besaß teilweise mannstiefe Gumpen und machte ihrem Namen Miltach (mhd. milte Ache reichlich, ergiebig) solche Ehre, daß die Dorfbewohner für die Fast- und Abstinenztage genügend Fische hatten. Nicht viel anders mag es auch mit dem Rettenbach gewesen sein. Es ist eine alte Tatsache, daß man Jahrhunderte lang nasse Böden und Auenlandschaften mied. Erst der preußische König Friedrich Wilhelm (1713 - 1740) leitete eine staatlich geförderte Moorbesiedlung ein; in Bayern erwarb sich Kurfürst Karl Theodor (1777 - 99) in dieser Hinsicht große Verdienste. Wurden die Ej-Lautungen vielleicht erst in dieser Zeit des weiteren Landesausbaues durch neue Siedler in diesem Landstrich heimisch?

Andererseits werden die Orte Appercha 1225, Jarzt 1174, Fahrenzhausen 1020, Oberndorf 1270, Westerndorf 1315 und Grandlmiltach schon 1381 erstmals erwähnt und waren bereits um 1500 kaum schwächer besiedelt als die umliegenden Siedlungen. Es müssen deshalb noch andere Ursachen für die „Ej-Sprachinsel" in Betracht gezogen werden. Überall dort, wo verschieden Sprachen oder Mundarten aufeinanderstoßen, ist das konservative Verharrungsvermögen besonders stark ausgeprägt, wodurch hier alte Ausdrücke und Lautungen erhalten bleiben, während die Sprachentwicklung abseits dieser Grenzen schneller zu Veränderungen der alten Mundart führt. Es könnte sich deshalb bei den Ej-Lauten um alte mundartliche Formen handeln, die früher eine wesentlich größere Verbreitung hatten.

Es wäre aber auch möglich, daß nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges oder nach Pestzeiten hier eine neue Besiedlung einsetzte, die die Ej-Lautungen mitbrachte. Schließlich könnte es aber auch sein, daß ein früherer Herzog seine Kriegsgefangenen in diesen Quertälern der Amper ansiedelte, wie z. B. Karl der Große die Sachsen.

Wir sehen, daß unsere mundartlichen Eigenarten siedlungsgeschichtliche Vorgänge widerspiegeln, die aufzuhellen eine lohnende Aufgabe der Forschung wäre.

Quellennachweise:

Grassinger, Josef: Pfarrei Allershausen. München 1866.

Wallner, Eduard: Altbairische Siedlungsgeschichte. München 1924.

Winkler, Karl: Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen. Kallmünz 1934.

Lexer: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Leipzig 1936.

Wolfgang von Weichs, Freisinger Domherr und Abt von Weihenstephan (ca. 1423 — 1495)

Von Schulrat Alois Angerpointner

Zu den großen Söhnen der Gemeinde Weichs im Landkreis Dachau aus dem Geschlechte derer von Weichs gehört neben Degenhard dem Älteren von Weichs, der als Freisinger Domherr, „Canonicus" zu Freising und Probst zu Moosburg im Jahre 1425 starb, und Degenhard dem Jüngeren von Weichs, der als Domdekan zu Freising am 23. 2. 1539 gestorben und dessen Grabstein heute noch im Kreuzgang des Domes erhalten ist, zweifellos auch der Freisinger Domherr und nachmalige Abt des Benediktinerklosters Weihenstephan, Wolfgang von Weichs.

Eltern und Geschwister

Sein Vater war Paul von Weichs (1392 - 1446). Dieser hatte in erster Ehe Kunigunde Judmannin geheiratet, die aber bereits 1421 starb. Aus dieser Ehe stammt Werngard von Weichs, der 1420 für sich und seine Ehefrau Adelheid vom Bischof Hermann von Freising (Hermann v. Cilli 1412 - 1421) die Hube der Kirche zu Weichs auf Leibrecht erhielt. Werngard dürfte im Jahre 1420 geboren sein, da die Verleihung auf Leibrecht sehr oft mit der Geburt eines Kindes in Zusammenhang stand. Werngard hatte nur zwei Töchter: Elisabeth und Beatrix. Elisabeth von Weichs heiratete um 1460 den Hans Schenken von Schenkenstein; Beatrix von Weichs vermählte sich um 1462 mit dem Ritter Heinrich von Staudach zu Oberköllnbach. Im Jahre 1487 wird sie als Witwe bezeichnet. Im gleichen Jahr war sie beim Turnier zu Regensburg anwesend. Sie starb 1490 und wurde zu Landshut begraben.

Die ältere Schwester des Wolfgang von Weichs war Barbara von Weichs. Sie wird in einem Leibrechtbrief des Abtes Eberhard von Weihenstephan im Jahre 1423 genannt; in dieser Urkunde gewährt Eberhard dem Ulrich Weichser die Leibrechtigkeit über einen Hof. Barbara heiratete in erster Ehe Heinrich von Seckendorf, in zweiter Ehe 1444 Ulrich Pichler von Weyreneck.

Daß aus der ersten Ehe des Paul von Weichs mit Kunigunde Judmann noch weitere Kinder hervorgingen, ist nicht wahrscheinlich. — Aus der zweiten Ehe mit Elisabeth von Ahaim, die nach dem Jahre 1421 geschlossen worden sein muß, stammen folgende Kinder:

Wiguläus von Weichs (1422 - 1492), Ritter;

Wolfgang I. (1423 - 1495), Domkapitular und Abt von Weihenstephan;

Oswald von Weichs (1424 - 1494);

Engelhart von Weichs (1425 - 1497);

Margareth von Weichs, die um 1445 den Ritter Hans von Freyberg zu Kammerberg ehelichte;

Magdalena von Weichs, die um 1450 Jörg Zangberger zu Forstern bei Braunau heiratete und noch 1496 als lebend genannt wird.

Wiguläus I. von Weichs und Engelhart von Weichs begründeten die beiden Linien der Weichser von Weichs. Wiguläus Hundt bezeichnet diese beiden Linien in seinem Stammenbuch als die „Wiguläus Lini" und die „Engelhart Lini".

Oswald von Weichs ist 1443 - 1445 Pfleger zu Eberspunt (Eberspoint) bei Vilsbiburg. 1458 erfolgt die Erbteilung der Güter zu Weichs und Umgebung zwischen den Brüdern Wiguläus, Engelhart und Oswald. 1464 heiratet Oswald von Weichs die Elspeth von Kammer (Hohenkammer). Diese war eine Tochter des Georg von Kammer zu Niederarnbach und der Anna von Dietrichingen. 1469 ist Oswald von Weichs Freisingischer Pfleger zu Waidhofen an der Ybbs in Niederösterreich, 1471 - 1481 Pfleger zu Werdenfels, 1481 bayerischer Pfleger zu Trostberg und 1482 - 1487 Stadtrichter zu München. Im Jahre 1485 kauft er und seine Ehefrau Elspeth von Kammer das Schloß Schauenburg bei Murnau und die Hofmark zu Ohlstadt von Jakob und Margreth von Kammer. Er war von 1486 bis 1492 „Landstand" im Gericht Kranzberg. 1487 ergeht gegen ihn ein hochrichterlicher Spruch des Herzogs Albrecht IV. des Weisen (1447 - 1508) in einer Streitsache des Freisinger Domkapitels wegen seines Eingreifens in die Vierkirchener Pfarrgründe. 1487 verkauft er seine Zinsen und Gilten in der Grafschaft Werdenfels dem Bischof von Freising. 1488 erhält er und seine Ehefrau ihren Erbteil an Unter- (Nieder-) Arnbach, die Hofmarken Bobenhausen, Hohenried und Prunn mit allen Zugehörungen vom Herzog Georg dem Reichen zu Lehen. 1489 überläßt er seine Ansprüche auf zwei Höfe zu Aest (Dürnast) bei Freising und Tuching (Freising) dem Bischof von Freising. Als hochgeachteter Mann, reich begütert und vielfach geehrt, stirbt Oswald von Weichs im Jahre 1494.

Die Jugendjahre des Wolfgang von Weichs

Wolfgang von Weichs, der in Weichs geboren sein muß, verlebte seine früheste Kindheit wohl hier im Glonntale, dürfte aber schon sehr früh für den geistlichen Stand bestimmt worden sein, wie so viele nachgeborene Söhne des damaligen Adels. In einer Urkunde heißt es, daß er bereits 1422 zum Domherrn von Freising bestimmt worden sei[1]. Diese Bemerkung dürfte so zu verstehen sein, daß ihm bereits kurz nach der Geburt die Einkünfte des vermutlich im Erbbesitz der Weichser zu Weichs befindlichen Domkapitelstuhles zugesichert wurden.

Um sich auf sein späteres Amt vorzubereiten, wurde er auf die Universität nach Wien geschickt. Hier kam er mit der Reformbewegung seiner Zeit in Berührung. Der damalige Rektor der Wiener Universität, Nikolaus (Prunzlein) von Dinkelsbühl[2], hatte seine Reformgedanken in einem Buch mit dem Titel „Reformationis methodus" niedergeschrieben. Diese kirchlichen Reformgedanken wurden von Abt Nikolaus Seyringer von Matzen, der 1418 in das Kloster Melk[3] gekommen war und der zuerst Abt des Klosters S. Anna di Mondragone bei Neapel war, aufgegriffen. Hieraus entstand die be-

Schloß Weichs Stich von Wening 1701

rühmte Melker-Reform. Die Begeisterung für die nun von Melk ausgehende Reformbewegung der Benediktinerklöster hat offensichtlich Wolfgang von Weichs bewogen, gegen den Willen seiner Angehörigen in dieses Kloster einzutreten. Wie sehr die Neigung zum Ordensstande für Wolfgang von Weichs ein wirkliches Bedürfnis war, zeigte sich noch einmal in seinen letzten Lebensjahren.

Die Bedeutung der Melker-Reform erhellt sich daraus, daß sie über die österreichischen Benediktiner-Klöster hinaus auch nach Bayern übergriff. Es sei hier nur auf das Kloster Tegernsee hingewiesen, das sie unter Abt Kaspar Aindorffer übernahm, sowie auf die Klöster Weihenstephan und Scheyern. Daß dieser Reformwille auch auf das Kloster Indersdorf, das Hauskloster der Weichser von Weichs, übergriff, wird an anderer Stelle dargestellt werden.

Wiguläus Hundt berichtet[4]: „Herr Wolffgang - Paulsen Sohn (war) erstlich Conventual zu Mölckh; deinde ad instantiam agnatorum Canonicus Frisingen." (Herr Wolfgang von Weichs, der Sohn des Paul von Weichs, war zuerst Konventuale in Melk; dann auf das besondere Drängen seiner Verwandten Kanonikus in Freising.) Wolfgang von Weichs hatte offensichtlich in Melk die „Ewigen Gelübde" noch nicht abgelegt, denn nach deren Ablegung wäre es kaum mehr möglich gewesen, der Forderung der Verwandten entsprechend, aus dem Kloster Melk auszutreten, um Domherr in Freising zu werden. Daß die Weichser von Weichs einen ständigen Sitz im Freisinger Domkapitel gehabt haben dürften, wird durch die Stellung des Degenhard des Älteren von Weichs, Wolfgang von Weichs und des ihm folgenden Degenhard des Jüngeren von Weichs angedeutet.

Wolfgang von Weichs als Domherr zu Freising

Hundt berichtet (Stammenbuch II/357), daß Wolfgang von Weichs 1442 zum Domherrn oder wohl richtiger zum Domizellar aufgeschworen wurde. Es heißt dann weiter, Wolfgang sei 40 Jahre Domkapitular gewesen. Da er im Jahre 1490 in das Kloster Weihenstephan eintrat, dürfte er 1450 zum Domkapitular aufgewählt worden sein. Dies wird auch durch eine Urkunde von 1451 bestätigt, in der er bereits als Domkapitular genannt wird[5]. Er erscheint nun in Freising als „Canonicus" und „Offizial". Als solcher war er Chorrichter der Domkirche zu Freising, d. h. er war Vertreter des Bischofs in der kirchlichen Gerichtsbehörde.

Im Jahre 1473 wird er als „wirklicher Pfarrer" (als sog. Oberpfarrer) von Hohenkammer aufgeführt. Die Seelsorgsgeschäfte ließ er hier durch einen sog. Pfarrvikar oder „plebanus" versehen. Die Präsentation dieser Pfarrei, d. h. das Recht, den Geistlichen vorzuschlagen bzw. zu bestimmen, stand den Herren von Kammer (Hohenkammer) zu. Da seine Schwägerin eine geborene von Kammer war, ist verständlich, daß er die Pfründe dieser Pfarrei erhielt.

Im gleichen Jahre 1473 schenkte Wolfgang seinen Hof am Domberg „gegen Untergang der Sonne" dem Domstift und gab dazu einen Hof zu Rudolzhausen. Hiebei dürfte es sich nicht um Rudelzhausen bei Moosburg handeln, sondern um Rudelzhofen bei Schönbrunn im Landkreis Dachau. Tatsächlich haben um 1500 drei von den fünf Anwesen zu Rudelzhofen dem Domkapitel gehört[6].

Hundt berichtet weiter, Wolfgang von Weichs „instituit Anno 1474 plenum officium". Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß die von Bischof Sixtus von Tannberg durchgeführte liturgische Reform wesentlich auf Wolfgang von Weichs zurück geht. Er wird sich sicher schon lange zuvor um diese Reformen bemüht haben, aber erst der Bischofswechsel des Jahres 1473 bot ihm die Gelegenheit, seine in Wien und Melk erhaltenen Anregungen zu verwirklichen. Er stand wegen seiner Verdienste in hohem Ansehen. So wurde er unter den Hochzeitsgästen, die an der Hochzeit Herzog Georg des Reichen von Landshut mit der polnischen Prinzessin Hedwig (Landshuter Hochzeit von 1475) teilgenommen haben, eigens vermerkt. Im Jahre 1476 wird ihm dann die Würde eines Propstes des Kollegiatstiftes St. Johann in Freising verliehen[7]. Die Indersdorfer Klosterchronik vermerkt über ihn im Jahre 1478: „Der mächtige Mann, Herr Wolfgang von Weichs, Kanonikus in Freising."

Zu den Kosten der Domeinwölbung unter Bischof Sixtus von Tannberg im Jahre 1481/82 spendete Wolfgang von Weichs 90 fl. Auch ein von ihm gestiftetes Bild wird erwähnt[8]. 1482 stiftet er zu Freising die „tägliche Messe", die sog. „Tenebrae" und „Andachten"[9]. Das Singen des „Tenebrae factae sunt" während der Freitagsmesse wurde entweder nach der Präfation oder nach der Erhebung der Hostie eingefügt. Die Andachten waren ganz im Sinne der damaligen Zeit, die die Christusverehrung besonders hervorhob und viele Andachten zu Ehren des leidenden Heilandes einführte. So stiftete Wolfgang von Weichs auch im gleichen Jahre das Fest „armorum Christi", d. h. das Fest zu Ehren der Marterwerkzeuge Christi, auch „Marter-Christi-Verehrung" genannt, die sich später in den Kreuzwegandachten fortsetzten und sich nur als solche erhalten haben[10].

Schließlich stiftete er noch im Jahre 1484 einen Jahrtag für sich und seine Vorfahren in der Kirche zu Hohenkammer und im Jahre 1490 „stifft (er) Frümeß zu Weichs ao. 1490"[11]. Bei dieser Frühmeßstiftung zum Marienaltar der Pfarrkirche zu Weichs wird er noch als „Kanonikus" bezeichnet[12]. Im gleichen Jahre stiftet er auch einen Jahrtag zur Domkirche in Freising für seine Eltern sowie zwei Präsenzen für das Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) und das Fest des hl. Leonhard (6. November)[13]. Diese beiden letzten Stiftungen hängen mit der Marienverehrung der damaligen Zeit[14] zusammen und mit der aufkommenden Verehrung des hl. Leonhard, der damals die ehemaligen Viehheiligen, den hl. Georg und den hl. Stephan, zu verdrängen beginnt.

Noch im gleichen Jahre (1490) verkauft er den „Jaugshof", den er von Heinrich Ebran erworben hatte, dem Kloster Weihenstephan; dieser Hof wird später nach ihm „der Weichser Hof" genannt[15]. Um diese Zeit wird er bei der Aufzählung der Domkapitulare als „Senjor" des Domkapitels bezeichnet. Gegen Ende des Jahres 1490

muß er resigniert haben. Er gab sein Kanonikat zu Gunsten seines Neffen Degenhart d. Jg. von Weichs[16] ab und ging, seinem Jugendwunsche entsprechend, wieder ins Kloster. (Schluß folgt)

Anmerkungen:

[1] Frigisinga 4 (1927) 284.
[2] Bauerreiß, Romuald: Kirchengeschichte Bayerns. Bd. 5. St. Ottilien 1954, S. 53.
[3] Die berühmte und reiche Benediktinerabtei Melk in Niederösterreich war zunächst ein Kollegiatstift, das im Jahre 1089 unter Markgraf Leopold III. von Österreich in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde.
[4] Bayrisch Stammen Buch. Bd. 2. Ingolstadt 1598, S. 357.
[5] Frigisinga 4 (1927) 284.
[6] Fried, Pankraz: Herrschaftsgeschichte der altbayerischen Landgerichte Dachau und Kranzberg. München 1962, S. 101.
[7] Frigisinga 4 (1927) 284.
[8] Mitterwieser, A.: Der Dom zu Freising. Sammelblatt d. Hist. Ver. Freising XI, S. 21 u. 44.
[9] Mitterwieser, A.: Alte Andachtsstiftungen für die 3 letzten Wochentage. Beilage zum Klerusblatt 6 (1930) 25 ff. Bauerreiß V/187.
[10] Sternaux, J.: Ursprung und Bedeutung des Kreuzweges. Innsbruck/Leipzig 1938.
[11] Stammenbuch II/357.
[12] Frigisinga 4 (1927) 284.
[13] Ebenda.
[14] Bauerreiß V/189.
[15] Frigisinga 4 (1927) 284.
[16] Degenhard der Jüngere von Weichs, 1491 Domizellar, 1494 Kanonikus in Freising, seit 22. 1. 1516 Domdechant zu Freising, war wie sein Oheim Offizial des Domgerichtes. Er studierte 1488 in Ingolstadt, 1499 in Siena, wurde 1504 Doktor des Kirchenrechts in Bologna. † 23. 2. 1539 (Sammelblatt d. Hist. Vereins Freising VIII/120 u. IX/33).

Kirchenkleidung um 1700
(Ausschnitt aus einem Votivbild in der Wallfahrtskirche Maria Gern)

Kirchentracht in Zolling

Von Oberlehrer Josef Brückl

In den vergangenen Jahrhunderten hatten die meisten Stände eine eigene Tracht, wie dies z. B. noch heute bei den Hamburger Zimmerleuten der Fall ist. Strenge Kleidervorschriften galten auch für den Besuch von Kirchen und Gottesdiensten. Wer gegen diese Kleiderordnung verstieß, hatte Schwierigkeiten mit den Behörden. Gar zahlreich sind die Klagen von Pfarrherrn über „anstößige und Ärgernis erregende" Bekleidung von Kirchenbesucherinnen.

Selbst ein biederer Müller aus dem Ampertal erregte den Zorn seines Pfarrers, weil er kein kirchliches Gewand anhatte. Am 3. 10. 1722 beschwerte sich Veit Praidtenaicher, Müller zu Moos, über den Pfarrer zu Zolling, Martin Reiser, weil ihn dieser im Gotteshaus vor versammelter Gemeinde "bloßgestellt, beschämt und beschimpft" hat. Anlaß dazu war die Kirchentracht, insbesondere deren Kragen. Der Moosmüller führte in seinem Bericht an die bischöfliche Regierung in Freising folgendes an:

„Nach dem hl. Evangelium hat sich der Pfarrer unterfangen, vom Altare weg und zu meinem Stuhl zu laufen. Er brachte wider mich folgendes mit erschröckhlicher aufschreyung vor: ‚Vor der versammelten Pfarrgemeinde frage ich dich, Moosmüller, warum setzt ihr keinen Kragen auf, habt ihr einen anderen Gott und seid ihr besser als ein Paur? Wißt ihr, daß es ein Befehl vom Fürsten ist? Ich sage euch, sofern ihr wieder so erscheint, so will ich euch eine öffentliche Strafe im Gotteshaus antun oder gar vor der Kirche durch einen Schergen einen Kragen aufsetzen lassen.'"

Besonders ärgerte sich der Moosmüller über den Spott durch den Pfarrer im Tempel Gottes und über das „ziembliche" Gelächter der anwesenden Kirchenbesucher. Er glaubte, daß dieser Angriff eine persönliche Ursache und der Pfarrer es bewußt angelegt habe, ihn zu kränken. „Sollte er hundert oder tausend Jahre alt werden, diese Schmach könne er nie vergessen." In der Kirche waren mindestens an die zwanzig Burschen, die ohne Kragen erschienen waren. Selbst des Pfarrers Knecht besuchte schon öfters ohne Kragen den Gottesdienst. Weil es sich also offensichtlich um einen alten Haß handelte, bat der Moosmüller, die hochwürdigen

Kirchenkleidung um 1700
(Ausschnitt aus einem Votivbild in der Wallfahrtskirche Maria Gern)

und geistlichen Räte zu Freising mögen einschreiten und den Pfarrer zur Ordnung rufen.

Zunächst wurde nun der Ortspfarrer aufgefordert, schriftlich zur Sache Stellung zu nehmen. Der Pfarrer schrieb, er glaube, es sei sein Recht und seine Pflicht, im Gotteshaus alle „Ungebühr und Ärgernis" abzuschaffen. „Wenn er das Mandat vorliest, dann setzen alle die Krägen auf, welche Kleidung nicht allein mir, sondern auch ihnen selbst wohl gefällt mit dem Vermelden, es sei gar schön und zierlich, daß alle an Sonn- und Feiertagen mit einem aufgesetzten Kragen in die Kirche gehen. Es machet ihnen ein gutes Lob, wenn sie mit dem Kreuz in eine fremde Pfarr wallfahren. Das ist ein schönes Kreuz und stehet ihnen wohl und sauber, daß alle Krägen aufhaben."

Den geistlichen Herrn in Freising war dieser Vorfall allem Anscheine nach äußert unangenehm. Sie beauftragten deshalb Johann Franz Zangmeister, Dekan aus Inkhofen, die Angelegenheit zu bereinigen und wieder Frieden zu stiften.

Seinem Verhandlungsgeschick gelang es dann tatsächlich, die zwei Kontrahenten an einen Tisch zu bringen. Am 8. 1. 1723 verglichen sich die beiden in Inkhofen „ordentlich und giedlich".

Quellennachweis:

Ordinariatsarchiv München, Pfarrei Zolling (Akt ist nicht näher bezeichnet!).

Von unterirdischen Gängen

Von Dr. Joseph Scheidl †

An verschiedenen Orten unserer Heimat finden wir geheimnisvolle bauliche Anlagen. Es sind dies die unterirdischen Gänge, die in vielfältigen Formen mehr oder weniger tief in die sandigen Schichten des Tertiär- und Lößbodens hineingegraben wurden. Meist sind sie kaum so hoch, daß ein Erwachsener darin aufrecht stehen, sondern oft nur kriechend sich darin fortbewegen kann. Von Baden bis Ungarn sind diese künstlichen Höhlen verbreitet und verblüffend ist bei aller Verschiedenheit die Gleichartigkeit dieser Anlagen. Gemeinsam ist allen die spitzbogige Deckenaufwölbung. Der Grund dafür liegt nicht darin, daß sie alle in der Zeit der Gotik, also zwischen 1250 und 1500, entstanden sein müssen, sondern darin, daß diese Form bei dem weichen Sandboden am trag- und widerstandsfähigsten erscheint. Leider hat man noch nirgends bezeichnende Funde gemacht, die Anhaltspunkte dafür bieten könnten, wann diese Gänge ungefähr entstanden sind. Auch über ihre Zweckbestimmung ist man sich durchaus nicht im klaren. Nach Ansicht der einen sollen sie religiösen Zwecken gedient haben, könnten also noch der Zeit des absterbenden Heidentums angehören. Andere sehen in diesen Gängen, die auch Erdställe genannt werden, Zufluchtstätten in Zeiten von Krieg und anderer Gefahr. Allerdings eignen sie sich wegen ihrer Engheit niemals zur Aufnahme größerer Menschenmengen. Es bleibt der zukünftigen Forschung vorbehalten, hier durch Beachtung auch der kleinsten Funde noch Klarheit zu schaffen.

Am genauesten untersucht und beschrieben sind bei uns die 1894 aufgedeckten unterirdischen Gänge von Großinzemoos, die eine Gesamtlänge von 43 Meter aufweisen (Karl *Faistle* und Rasso *Baader:* Die künstlichen Höhlen in Großinzemoos. OA 49 [1895] 321 - 323). Sie ziehen sich, ausgehend von Haus Nr. 12 in den anschließenden Friedhofshügel hinein. In unmittelbarer Nähe der Kirchhofmauer liegen auch die Erdgänge von Arnbach, die nur 8 m weit verfolgt werden konnten. Auch in Untermalching führt ein unterirdischer Gang vom Malbauern bis zur Kirche, in Schönbrunn ein solcher vom Mesnerhaus aus zur Kirche. Auch die Gänge von Überacker und Sigmertshausen liegen in der Nähe der Kirche. Bei einer zweiten Gruppe von Gängen lassen sich Beziehungen zu Burgen oder Sedeln, also Edelsitzen, nachweisen. Das trifft schon bei den künstlichen Höhlen von Großinzemoos zu, denn das Anwesen Nr. 12 war wohl einmal ein früh aufgegebener Sedel der Pellheimer, der

noch 1393 diesem Edelgeschlecht zugehörte. Allerdings hatten die Pellheimer damals ihren Sitz bereits nach Mänching (Merching bei Friedberg) verlegt. In den Burghügel hinein führen auch die Gänge von Zötzelhof, das einmal Sitz der Eisenhofer von Rottbach war. Die Erdhöhlen von Roggenstein liegen ohnehin im Bereich des dortigen Burgstalls (Stelle an der eine Burg gestanden hat). Die Gänge von Nannhofen ziehen sich zwischen Wirtshaus und Schloß hin. Die von Palsweis, die sich vor einigen Jahrzehnten durch eine Einbruchstelle bei der rückwärtigen Haustüre des Hinterbauern (Haus Nr. 9) verrieten, aber nicht weiter verfolgt wurden, stellen wohl eine Verbindung dieses 1370 als Sedelhof erwähnten Hofes (EOA Püttrichmesse) her, wenn sie nicht am Maisachufer ins Freie leiteten.

Eine dritte Gruppe dieser Höhlen oder Erdkammern gehört anscheinend nur zu einfachen Bauernhöfen, so die bei den Wirtshäusern von Überacker und Rottbach und die bei Haus Nr. 13 in Unterbachern aufgedeckten. Man könnte von den letzten Beispielen ausgehend zu der Meinung kommen, es handle sich nur um Zufluchtstätten. Das Beispiel, solche Erdkammern anzulegen, dürfte aber wohl von den Adeligen ausgegangen sein, die sich in solchen Höhlen und Gängen eine Art Verlies schufen. Dann aber könnten sie kaum vor dem Jahre 1000 entstanden sein, da es bei uns vor dieser Zeit noch keine burgartigen Baulichkeiten gab. Daß solche Gänge unter Friedhöfen zu finden sind, könnte damit zusammenhängen, daß Kirchhöfe, wegen ihrer Höhenlage, vielfach eine Art von Befestigungsanlagen darstellten. Die Meinung, daß diese Erdgänge mit ihren Lichtnischen vorgeschichtlicher Herkunft seien, wird heute nicht mehr ernsthaft vertreten. (Siehe Deutsche Gaue 26/80ff.) Unzutreffend sind auch verschiedene Sagen, die berichten, solche Gänge würden nahegelegene Burgen miteinander verbinden. So weiß die Sage zu berichten, daß die Burgen Geggenpeunt und Roggenstein durch einen etwa 4 km langen Gang verbunden seien. Nach einer ähnlichen Überlieferung soll sogar ein Gang unter der Glon hindurch von Arnbach nach Eisenhofen führen.

Bei einem Auffinden weiterer derartiger künstlicher Höhlen sollten diese genau untersucht werden. Vielleicht ließen sich hierdurch Sinn und Zweck dieser geheimnisvollen Anlagen aufklären[1].

Anmerkungen:

Diese Ausführungen wurden dem im Staatsarchiv für Oberbayern verwahrten ungedruckten Manuskript von Dr. Scheidl: Frühgeschichte des Dachauer Landes, S. 527 - 530 entnommen.

[1] Im Jahre 1963 fand man in Guggenberg einen unterirdischen Gang, der von Beamten des Landratsamtes besichtigt wurde. Das Landesamt für Denkmalpflege erhielt damals vom Landratsamt Dachau Mitteilung von der Entdeckung, trotzdem wurden aber keine weiteren Untersuchungen des unterirdischen Ganges vorgenommen.

Aus Zollings Franzosenzeit

Von Oberlehrer Josef Brückl

Mehrmals hatte die Hofmark Zolling unter der Einquartierung von kaiserlichen Truppen und vor allem unter den Einfällen der französischen Revolutionsarmee zu leiden. So auch im Jahre 1800. Vom 4. bis zum 7. Juli weilten französische Soldaten im Ort. Während ihrer Anwesenheit wurde das Ziegleranwesen in Brand gesteckt. Der Brandleider, Georg Wax, beschrieb den Vorgang wie folgt:

„Am 4. 7. 1800 gegen 7 Uhr abends kamen zwei französische Infanteristen in sein Haus und forderten Brot und Salz. Er konnte ihnen aber kein Brot mehr geben, weil schon vorher mehrere Soldaten in sein Haus eingedrungen waren und alles Brot, Eier, Schmalz usw. teils aufzehrten und teils mitnahmen. Er gab ihnen dann wohl noch etwas Salz, das er in einem Milchweidling aufbewahrte. Die Soldaten waren damit nicht zufrieden. Sie nahmen ihm den Weidling aus der Hand und warfen denselben ihm an den Kopf; auch drohten sie, daß sie ihn abbrennen werden. Nachts um zehn Uhr saß er mit Weib und Kindern am Herd in der Küche. Er hörte vor dem Hause reden und verstand noch die Worte: ‚Jetzt schlafen sie.' Auf dieses hin ging er zur Haustüre hinaus und sah zu seinem Schrecken, daß das Strohdach bereits in Flammen stand. Wegen der großen Sommerhitze griff das Feuer so rasch um sich, daß nichts mehr aus dem Hause gerettet werden konnte." (Anmerkung: Vermutlich waren die beiden Soldaten Deutsche in französischen Diensten).

Durch diese Feuersbrunst wurde Georg Wax so arm, daß er nicht einmal mehr imstande war, eine Bittschrift an die Freisinger Regierung richten zu lassen. Der Freisinger Hofkastner erfuhr davon und berichtete am 8. August 1800 an das Freisinger Domkapitel: „Beim Einfall der Franzosen ist das Zieglerhaus in der Nacht vom 4. auf 5. Juli ds. Js. bis auf den Grund abgebrannt. Der Freistifter Georg Wax sagte, daß das Strohdach von außen angezündet worden sei und daß er und die Seinigen nur noch soviel Zeit hatten, ihr Leben zu retten. Seine sämtlichen Betten und sogar sein Gewand mußte er zurücklassen und in Rauch aufgehen sehen, weil keine Rettung möglich war. Da sein Häusl bis auf den Grund abgebrannt ist, ebenso die Bäume, die im Gärtlein dabeistanden, ist er völlig verdorben. Der Brandgeschädigte hat nicht einmal die Mittel, eine Bittschrift an die Freisinger Regierung richten zu lassen."

Auf Grund dieses Gesuches wurden ihm drei Freijahre gewährt. Ferner schenkte ihm der Grundherr fünf Bauhölzer und fünf weitere bekam er für einen geringen Preis.
Die Barmherzigkeit guter Menschen mußte kräftige Unterstützung leisten, sonst wäre die Brandstätte öde liegen geblieben. Die Einwohner von Zolling spendeten einen ansehnlichen Beitrag von Holz und a..derem Baumaterial, so daß der Abbrändler bald darangehen konnte, seine Behausung wieder aufzubauen.

Quellennachweis:
StAOb München, GL Moosburg, Nr. 2527.

Zwei Kirchen Johann Michael Fischers im Kreis Dachau

Von Architekt Max Gruber

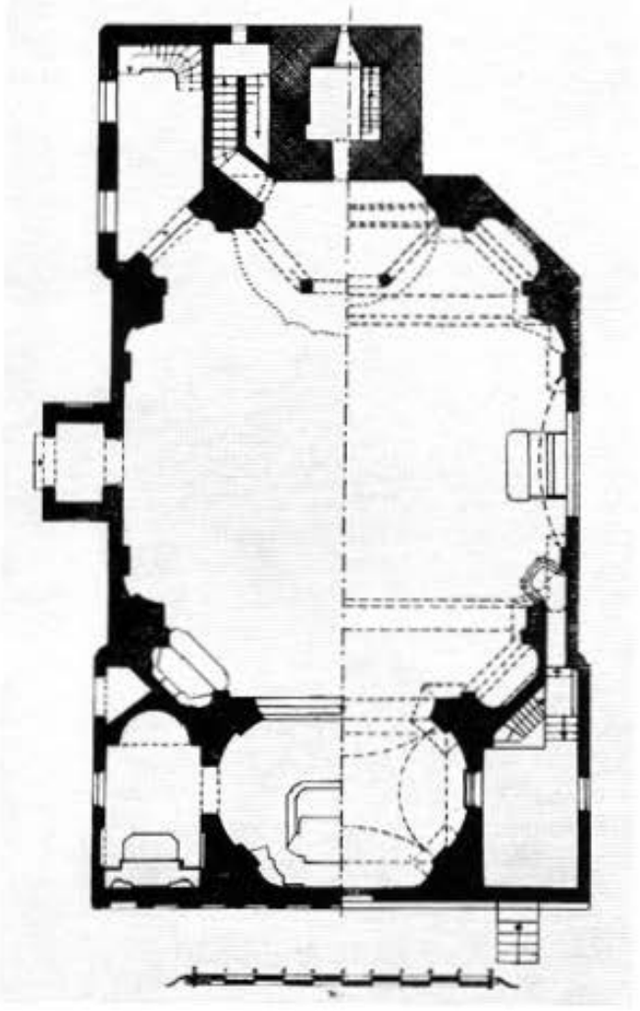
Am 6. Mai des kommenden Jahres jährt sich zum zweihundertsten Male der Todestag des neben den Asams und Dominikus Zimmermann bedeutendsten südbayerischen Kirchenbaumeisters im 18. Jahrhundert, des 1692 in Burglengenfeld in der Oberpfalz geborenen Maurermeistersohnes Johann Michael Fischer. Nachdem er bei seinem Vater das Handwerk erlernt hatte, ging er auf Wanderschaft. So ist er z. B. in Brünn, der Hauptstadt Mährens, als Maurerpolier nachweisbar. Um 1718 gelangte er auf seiner Wanderschaft nach München, wo sein Onkel, Johann Kaspar Fischer, Hofpfistermeister war. In München trat er bei dem Stadtmaurermeister Johann Mayr in Arbeit. Dessen Tochter heiratete er am 30. Januar 1725 in der Peterskirche zu München. Bis zu seinem Tode baute er — wie sein Grabstein im Münchener Liebfrauendom meldet — neben 23 Klöstern und vielen anderen Bauten, 32 Kirchen. Zu diesen 32 Kirchen gehören auch die im Dachauer Hügelland liegenden Gotteshäuser zu Bergkirchen und Sigmertshausen.
Bergkirchen, schon 836 als Pfarrei genannt, liegt 7 km westlich von Dachau in hervorragend landschaftlicher Lage auf der das Amperland nördlich begrenzenden Hügelkette. Mitte des 16. Jahrhunderts war die alte Basilika neu erbaut worden. Dabei blieb der alte Turm bis zur gotischen Glockenstube erhalten; um 1695 wurde er dann bis zur heutigen Größe erhöht. 1725 bemühte man sich um einen Neubau der baufällig gewordenen Kirche. Doch erst nachdem der Widerstand des Landgerichtes Dachau nach einer Beschwerde der Gemeinde beim Kurfürsten überwunden war, konnte Pfarrer Scheffler am 21. Mai 1731 den Bauvertrag mit Johann Michael Fischer abschließen, wobei der Dachauer Schloßmaurermeister Gregor Glonner und der dortige Stadtzimmermeister Josef Falter die Ausführung zugesprochen erhielten. Die Rohbauausführung überwachte Fischers Polier Melchior Streicher. 1733 wurden dann das Vorhaus und der westliche Anbau durch Deutenhauser Maurer errichtet. Am 6. Februar 1734 werden die Bauarbeiten als beendet gemeldet. Das Dach der Kirche wurde mit Lerchenschindeln, das des Turmes mit Mönch und Nonne-Ziegeln gedeckt. 1739 erhielt Fischer, der den Bau auf 4430 fl (Gulden) veranschlagt hatte, für seine Arbeit 681 fl. Die endgültige Abrechnung belief sich dann auf 4635 fl 58 kr.
Zur künstlerischen Ausstattung der Kirche fertigte der Dachauer Stukkateurmeister Max Härtl im Jahre 1732 zusammen mit dem Bergkirchner Augustin Pältl als Gesellen die Pilasterkapitäle und den Stuck des Chorgewölbes. Härtl starb während der Bauarbeiten. Die

Pfarrkirche in Bergkirchen
Foto: Aero-Express, München

übrige Stuckausstattung mit Kanzel und Jobaltar schuf dann bis 1736 Martin Hörmannstorffer zusammen mit Alex Pader, dem Großneffen Konstantin Paders. Hörmannstorffer war kurz zuvor als Palier Johann Bapt. Zimmermanns beim Bau der Johann Michael Fischer-Kirche in Unering (1730 - 1732) im Kreis Starnberg tätig gewesen.

Der Dachauer Bildhauer Bartholomäus Schuhpaur schnitzte 1736 mit seinem Sohn Georg das Kreuz der Corpus Christi-Bruderschaft sowie die Apostelleuchter und 1737 die Figuren des Kreuzaltares. Der figürliche Schmuck des Hochaltars stammt erst aus der Zeit um 1760 und wurde augenscheinlich von einem Meister aus der Straub-Schule geschaffen. 1792 schnitzte dann noch Augustin Arnoldt die Tabernakelengel des Hochaltares. Die Decken- und Wandfresken des Johannes Zick (1735/36) wurden leider im Jahre 1884 abgeschlagen. Das Bild des Dulders Job stammt noch aus der alten Kirche und ist eine hervorragende Arbeit des Dachauer Malers Johann Wilhelm Holzmayr aus der Zeit um 1640. Der ebenfalls aus Dachau stammende Maler und Bürgermeister Johann Georg Hörmann malte die beiden Seitenaltarbilder. Er wurde 1731 in Beisein Fischers

Kirche in Sigmertshausen Foto: Adolf Hafner, München

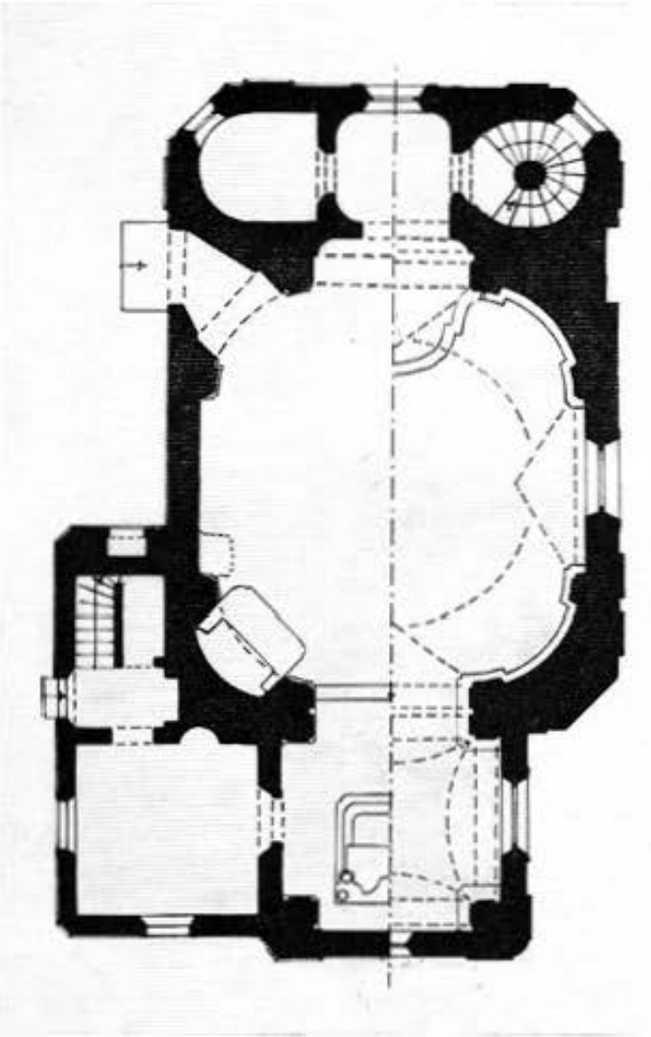


Grundriß der Pfarrkirche in Bergkirchen Zeichnung: Max Gruber

angedingt. Johann Friedrich Scheffler, vielleicht ein Freisinger Verwandter des Pfarrherrn, malte 1735 die Apostelbilder und die Bilder des Hl. Franz Xaver und der Hl. Maria (letzteres jetzt im Pfarrhof).

So reichhaltig die Quellen für die Geschichte der Pfarrkirche St. Johannes Bapt. in Bergkirchen sind, so wenig ist in den Archiven über die ehemalige Hofmarkskirche St. Vitalis zu Sigmertshausen zu finden. Nur ihr Grundriß und die Gestaltung des Baukörpers sowie eine kurze Notiz in der Beschreibung des Landgerichtes Dachau von Lorenz Westenrieder deuten auf Johann Michael Fischer hin. Westenrieder schrieb 1792: „In Sigmertshausen, wohin ich meinen Weg nahm, ist eine von Maurermeister Fischer von München 1755 erbaute Kirche, deren schöne, nach italienischer Bauart gestaltete Rundung und Wölbung auch das ungeübteste Auge mit Vergnügen und Bewunderung an sich zieht, aber auch zugleich den Wunsch erregt, daß künftig bei Erbauung neuer Kirchen stets die Vorsorge getroffen werden möge, die so häufig ungestalten und nicht selten plumpen Formen der Kirchen und deren Türme nach und nach zu verringern und Schönheit und Erhabenheit mit Dauerhaftigkeit zu verbinden."

Von den Künstlern, welche diese Kirche ausstatteten, ist allein der Maler des Deckenfreskos bekannt: Franz Joseph Degle (1755) aus Augsburg, der die vom Gnadenbild bewirkten Wunder und sich selbst (über dem linken Seitenaltar) darstellte. Hiezu sei nur kurz er-



wähnt, daß die Wallfahrt in Sigmertshausen kurz nach 1700 entstand, nachdem ein Knabe auf dem nahen Sandberg eine Marien-Statuette gefunden hatte. Die Wallfahrtskirche wurde — wie zwei Votivbilder zeigen — auch von der kurfürstlichen Familie besucht.

Ein geschichtlicher Zusammenhang zwischen unseren beiden Fischer-Kirchen besteht insofern, als der kurfürstliche Hofrat Franz Xaver v. Ruffini, der 1754 die Hofmark Sigmertshausen gekauft und den Neubau der Sigmertshauser Kirche veranlaßt hatte, derselben Familie angehörte, die zur Zeit des Kirchenbaues in Bergkirchen die nach dort eingepfarrte Hofmark Eisoldsried besaß.

Quellennachweise:

Für Bergkirchen: Ordinariatsarchiv München, Pfarrakt Bergkirchen.

Gruber, Max: Pfarrkirche St. Johannes Bapt. zu Bergkirchen von Joh. M. Fischer. Dachau 1953.

Für Sigmertshausen:

Westenrieder, Lorenz: Beschreibung des churfürstlichen Landgerichts Dachau. München 1792.

Buchinger: Geschichtliche Nachrichten über die chem. Grafschaft und das Landgericht Dachau. OA 7 (1845) 127 f.

Grundriß der Kirche in Sigmertshausen Zeichnung: Max Gruber

Zur Säkularisierung des Klosters Fürstenfeld

Aus der Familiengeschichte von Ignaz Leitenberger

Von Dr. Gerhard Hanke

(Schluß)

Bereits im Jahre 1789 hatten die beiden Söhne geheiratet. Franz ehelichte Margaretha Köllner, die Tochter des Wirtes zum „Schwarzen Adler" in Leipa. Ignaz heiratete Barbara Benisch, die Tochter des Reichstädter pfalzbayerischen Oberamtmannes. Drei Jahre lebten die beiden jungen Ehepaare in Neu-Reichstadt in gemeinsamem Haushalt. Der Kauf von Josefsthal-Kosmanos vollzog nun eine gründliche Änderung. Bereits im Januar 1793 ging Franz Leitenberger nach Josefsthal-Kosmanos; bald danach richtete er sich dort mit seiner Gattin einen neuen Hausstand ein.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten befand sich England im Besitze des Geheimnisses der mechanischen Baumwollspinnerei und nützte diesen Vorteil mit geschäftlichem Geschick auf dem Kontinent aus. Unter großen Schwierigkeiten gelang es im Jahre 1796 einen Dänen, der jahrelang in England als Maschinenbauer gearbeitet und sich eine genaue Kenntnis der Einrichtung der dortigen Spinnereien angeeignet hatte, dafür zu gewinnen, in Wernstadt mechanische Spinnmaschinen zu bauen. Das Werk schritt gut voran. Bereits im Jahre 1799 konnten die ersten drei „englischen" Spinnfabriken in Böhmen ihrer Bestimmung übergeben werden: je eine in Wernstadt, Kosmanos und Neu-Reichstadt.

Als nun Johann Josef Leitenberger am 30. Mai 1802 in Wernstadt im Alter von 72 Jahren an einem durch eine Erkältung hervorgerufenen Lungenleiden verschied, hinterließ er seinem ältesten Sohn die Werke in Josefsthal-Kosmanos und seinem zweiten Sohn Ignaz die Fabrikanlagen in Neu-Reichstadt. Der am 3. September 1777 geborene Sohn Mansued erhielt die Fabriken in Wernstadt und Auscha mit Ausnahme der Wernstädter „Maschinenspinnerei", die dem am 28. Dezember 1784 in zweiter Ehe geborenen Sohn Thomas zugesprochen wurde. Dem am 8. April 1774 geborenen Sohn Hermann, der die juristische Laufbahn ergriffen hatte, wurden in gleicher Weise wie den Töchtern Kapitalien vererbt.

Ignaz Leitenberger war stets bestrebt, das von seinem Vater ererbte und von ihm selbst mit aufgebaute Werk zu vergrößern und zu vervollkommnen. Er pflegte einen

regen Kontakt mit der bayerischen Güterverwaltung in Reichstadt. Von dieser dürfte er auch darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß sich durch die Säkularisierung des Klosters Fürstenfeld eine günstige Gelegenheit biete, die dortigen Klostergebäude zu erwerben und durch Einrichtung einer Fabrikation in Fürstenfeld am bayerischen Markt Fuß zu fassen. Dieser war ihm wegen der hohen Zölle bislang nur schwer zugänglich.

Am 17. März 1803 war in Fürstenfeld unter Führung des Dachauer Landrichters die Säkularisierungskommission erschienen. Es war dies die Zeit, in der Schlösser, Kirchen und Klostergebäude nur nach dem bei einem Abbruch erzielbaren Erlös für die Ziegeln bewertet wurden; und selbst die Mühe für den Abbruch wollte man sich sparen. So wurde der Plan gefaßt, die Kirche und die Klostergebäude durch Kanonen zusammenschießen zu lassen, um die Ziegeln sodann aus dem Trümmerhaufen leichter gewinnen zu können. Durch den Einsatz verschiedener Brucker Bürger, insbesondere des Postwirts Weiß, konnte die herrliche, erst wenige Jahrzehnte zuvor fertiggestellte Klosterkirche gerettet werden. Für die Klostergebäude bestand aber nach wie vor die Gefahr des Abbruches. Es war in diesen Jahren nicht leicht, einen kapitalkräftigen Käufer zu finden. Es muß den traditionsbewußten Brukker Bürgern deshalb als eine Rettung in höchster Gefahr erschienen sein, als sich Ignaz Leitenberger, der Kattunfabrikant aus Reichstadt, bereit erklärte, die Klostergebäude zu erwerben. Am 31. Juli 1803 wurde der Kaufvertrag abgeschlossen, nach dem Ignaz Leitenberger neben den Klostergebäuden auch die zwei Meierhöfe in Roggenstein und Puch sowie 600 Tagwerk Wald für 130 000 Gulden erwarb. Das war nach den damaligen Verhältnissen ein hoher Preis.

Ignaz Leitenberger war ein stets hilfsbereiter und wohlwollender Mann. Dies äußerte sich z. B. darin, daß er allen Klostergeistlichen des aufgehobenen Klosters erlaubte, unentgeltlich im Kloster wohnen zu bleiben, wofür ihm diese herzliche Dankbarkeit zollten.

Im Jahre 1809 hatte er dem Markt Militärverpflegungslieferungen an Brot, Bier und Fleisch im Werte von über 600 Gulden vorgestreckt. Als schließlich im gleichen Jahre ein dringender Bedarf für Räume zur Einrichtung eines Militärspitals bestand, stellte er auch diese bereitwillig zur Verfügung. Durch seinen Gutsverwalter ließ er auch die Gebäude gut in Stand halten und bewahrte die Gebäude damit vor Verfall. Die Kriegsverhältnisse hatten es nicht erlaubt, daß Ignaz Leitenberger seinen Plan, in Fürstenfeld eine Fabrikation zu errichten, verwirklichen konnte. Die Klostergebäude erforderten einen hohen Regieaufwand, brachten aber keinen Gewinn. Lediglich die zwei Meierhöfe und die Waldungen brachten gewisse Erträge.

Auch in Ignaz Leitenbergers Heimat fehlte es nicht an Schwierigkeiten, zumal der am 11. Februar 1811 erfolgte österreichische Staatsbankerott zu schweren finanziellen Einbußen führte. Dann kamen die Kriegsjahre 1812 - 13, die auch Nordböhmen zum Schlachtfelde werden ließen. Und mit dem Sturze Napoleons wurde schließlich die Kontinentalsperre aufgehoben, wodurch sich erneut der Druck der britischen Konkurrenz spürbar machte. Als nun das Jahr 1816 noch eine allgemeine Mißernte in Bayern brachte, wodurch auch seine beiden Höfe in Roggenstein und Puch Defizite erbrachten, sah sich Ignaz Leitenberger gezwungen, seinen Fürstenfelder Besitz zu veräußern. Es ist zu vermuten, daß es der gewandte Geschäftsmann Ignaz Leitenberger selbst war, der die bayerische Regierung bewog, das „Objekt" Fürstenfeld für „militärische Zwecke" zu erwerben. Am 21. Januar 1817 wurde durch ein landgerichtliches Ausschreiben der Kauf durch den bayerischen Staat abgeschlossen. Er erbrachte Ignaz Leitenberger einen Erlös von 240 000 Gulden. Damit durften wohl nur seine Unkosten gedeckt worden sein, denn der Geldwert war inzwischen seit 1803 stark gesunken. Die Fürstenfelder Klostergebäude wurden der kgl. Militärbehörde übergeben, die hier im folgenden Jahr eine Militär-Invaliden-Anstalt errichtete. Die Klosterkirche war bereits am 13. August 1816 zu einer königlichen Hofkirche erhoben worden.

In den folgenden Friedensjahren nahmen die Neu-Reichstädter Spinnerei, Weberei und Stoffdruckerei einen kräftigen Aufschwung, sodaß Ignaz Leitenberger bei seinem Tode am 26. Dezember 1839 in Neu-Reichstadt seinem Sohne Eduard einen finanziell, technisch und absatzmäßig gestärkten Betrieb hinterlassen konnte. Leider war Eduard Leitenberger trotz seiner allgemein anerkannten außerordentlichen fachmännischen Tüchtigkeit eines nicht beschieden: das kaufmännische Talent.

Durch die allgemeine Einführung der Dampfkraft war die sogenannte erste technische Revolution ausgelöst worden. Die Produktion billiger Massengüter nahm in allen Ländern sprunghaft zu und löste einen gewaltigen Konkurrenzkampf auf den Weltmärkten aus. Mit einer kaufmännisch weitblickenden Geschäftsführung hätten auch in Neu-Reichstadt diese Schwierigkeiten überwunden werden können. Da diese aber fehlte, erlag das Reichstädter Unternehmen. Trotz reichlicher materieller Unterstützung durch den Nachfolger Franz Leitenbergers in Josefsthal-Kosmanos mußte es im Jahre 1850 aufgegeben werden. In seine Räume zog eine höhere Forstschule ein, die dann in den folgenden Jahrzehnten einen sehr guten Ruf genoß.

Quellennachweise:

Groß, Jakob: Chronik von Fürstenfeldbruck. Fürstenfeldbruck 1877, S. 361, 383, 391, 500, 502, 504 und 506.

Hallwich, Hermann: Firma Franz Leitenberger (1793 bis 1893). Prag 1893, 151 S. (Beitr. z. Gesch. der deutschböhmischen Industrie 2.)

Hantschel, Franz: Heimatkunde des politischen Bezirkes B.-Leipa. B.-Leipa 1911, 1180 S., hier S. 234 - 237, 644 f. und 1111 f.

Ders.: Die Brüder Eduard und Ferdinand Leitenberger. MNVHW 42 (1920) 12 - 16.

Jarschel, Josef: Lewin bei Auscha. MNVHW 51 (1928) 1 bis 6.

Schmied, Josef: Beiträge zur Geschichte der Stadt Wernstadt. Wernstadt 1932. S. 87 - 91 und 127.

Vogel, Josef: Zur Geschichte der ehemaligen Kattunfabrik in Neureichstadt. MNExKl 33 (1910) 44 - 47.

Seltene Pflanzen im Dachauer Moos

Von Hermann Essel

Von dem früher so mannigfaltigen Pflanzenbestand des Dachauer Mooses sind nur mehr spärliche Reste erhalten geblieben. Während der Mooswanderer noch vor 30 bis 40 Jahren eine üppige Moosflora vorfand, muß der Naturfreund der Gegenwart selbst in Naturschutzgebieten oft vergeblich nach früher weitverbreiteten Pflanzen suchen. Und findet er was er suchte, so empfindet er dies als einen Glücksfall.

Der Grund für die Verarmung unserer Flora liegt vor allem in den Eingriffen des Menschen in die Natur. Die Entwässerung und Verwendung von Kunstdünger rufen Veränderungen in den Lebensmöglichkeiten unserer Pflanzen hervor und stören die bisherigen Lebensgemeinschaften. Die Folge dieser Eingriffe war, daß zahlreiche heimische Pflanzen bereits zu seltenen Pflanzen wurden.

Die ursprüngliche Flora des Dachauer Mooses verdankt ihre Entstehung der Nacheiszeit. Die nach Norden abfließenden Gewässer brachten zahlreiche Pflanzen der Berge in unsere Gegend. Deshalb finden wir hier zahlreiche Gewächse, die sonst nur im Hochgebirge der Alpen heimisch sind. Sie paßten sich im Laufe der Jahrtausende den veränderten Standortbedingungen an und bildeten Abarten aus. Ein Beispiel hiefür ist das Gamsbleamal (Primula Auricula). Im Hochgebirge hat diese schwefelgelb blühende Primel, in Anpassung an das rauhe Bergklima, auf den Boden gedrückte eiförmige Blätter und einen kurzen Stengel. Bei uns im Dachauer Moos konnte sie sich freier entwickeln. Sie bildete hier in die Länge gezogene hochstehende Blätter und einen längeren Blütenstengel aus. Vor einigen Jahren konnte man diese Primel in der Nähe des Schwarzhölzels noch häufiger finden. Dieses Gebiet ist auch noch die Heimat der rotblühenden wilden Gladiole (Gladiolus paluster). Gerade sie ist besonders empfindlich gegen Bodenveränderungen. Im Interesse dieser seltenen Pflanze wäre deshalb zu hoffen, daß sich der Mensch hier weiterer Eingriffe enthält.

In der Nähe des Weges zum Feldgedinger See blüht im Frühling der Frühlingsenzian (Gentiana Verna) und der Stengellose Enzian (Gentiana Clusii), denen sich in der Jahreszeit wenig später die rote Mehlprimel (Primula varinosa) zugesellt. Das kleine gelbe Windröschen (Anemone ranunculoides) blüht im Gündinger Wald und in dessen nächster Umgebung. Im Juni und Juli leuchtet aus dem Schilf am Uferrand der gestauten Amper und auch aus kleinen Inseln die gelbe Wasser-Schwertlilie (Iris pseudacorus) auf. Die blaue Iris (Iris sibirica) findet der Pflanzenfreund insbesondere in der Nähe der Feldgedinger Brücke, aber auch vereinzelt an anderen mit Schilf verwachsenen Auen und Uferrändern.

Von den selteneren Orchideen entdeckte ich einmal im Himmelreichwald ein Fleckchen mit der zart nach Honig duftenden Brandorchis (Orchis ustulata). Wer Glück hat, kann an einer anmoorigen sonnigen Stelle auch noch den Sonnentau (Drosera rotundifolia) bei seiner Insektenmahlzeit betrachten. Häufiger findet man im Gebiet des Harras noch eine andere fleischfressende Pflanze: das blau und weiß blühende Fettkraut (Pinguicula vulgaris). Durchstreifen wir im Juli das Gebiet knapp oberhalb des Postsportheimes können wir den gelb blühenden Gilbweiderich (Lysimachia vulgaris) und den rot blühenden Blutweiderich (Lythrum salicaria) entdecken.

Von den selteneren Sträuchern des Dachauer Mooses sei der Seidelbast (Daphne mezereum) und der Wacholder (Juniperus communis) erwähnt. Aus dem Gebirge hat uns die Amper die Tamarisken (Myricaria germanica) mitgebracht. Diese rutenförmigen Sträucher haben kleine blaugrüne schuppenförmige Blätter und im Juni-Juli blühende traubenförmige blaßrosa Blüten. Leider sind auch sie in Gefahr auszusterben, da gerade an den Stellen ihres Vorkommens Kies abgebaut wird. An trockenen Orten mit kiesigem Untergrund — früher auch in der Umgebung des heutigen Stadtweihers — finden wir im August die Silber- oder Wetterdistel (Carlina acaulis), welche die Eigenart hat, ihre Blüten nur bei Trockenheit zu öffnen.

Dieser kleine Streifzug in die Flora des Dachauer Mooses will in keiner Weise einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Er möchte lediglich den gehetzten Menschen der Gegenwart dazu anregen, in der Schönheit des leider sterbenden Dachauer Mooses Erholung zu finden und sich an der Natur und ihren seltenen Pflanzen zu erfreuen.

Torfhütte im Dachauer Moos Foto: A. Laut

Wüstungen im Gebiet des alten Landgerichtes Dachau

Von Dr. Joseph Scheidl †

Wenn wir die Entwicklung unserer Siedlungen unter heutigen Gesichtspunkten betrachten, sind wir versucht anzunehmen, es habe immer nur Aufwärtsentwicklungen gegeben. Untersucht man die Gegebenheiten aber näher, dann stellt man fest, daß es nicht nur Zeiten gegeben hat, in denen sich Siedlungen aus kleinen Anfängen heraus vergrößert haben. Es gab auch gegenläufige Bewegungen der Siedlungsdichte, die bis zum vollständigen Wüstwerden führen konnten. Über das Entstehen von Wüstungen gibt es eine umfangreiche Literatur, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die Ursache wird in jedem Fall gesondert unersucht werden müssen. So konnte man in Einzelfällen z. B. auch feststellen, daß verschiedene Siedlungen vor 1100 deshalb eine wesentlich höhere Bevölkerungszahl hatten als später, weil um diese Zeit viele Menschen abwanderten, um sich z. B. an dem lockenden Landesausbau in den Sudetenländern zu beteiligen.

Wollen wir die Entwicklung unserer Gemeinden verstehen, müssen wir deshalb neben einem Wachsen auch ein gelegentliches Schrumpfen in Erwägung ziehen. Neben einer Vermehrung bäuerlicher Anwesen (in besonders großem Umfang zuletzt durch Hofzertrümmerungen in der Zeit zwischen 1848 und 1914) stand zu Zeiten eine Verringerung der Bauernhöfe, die, in der gleichen Weise wie dies heute notwendig wird, mit einer Aufstockung der Nutzungsfläche einzelner Anwesen verbunden war.

Bei Wüstungserscheinungen muß man zwischen echten und unechten Wüstungen unterscheiden. Echte Wüstungen können Feld-, Hof- und Totalwüstungen sein. Bei Feldwüstungen handelt es sich um ein langfristiges Brachliegenlassen von Äckern, also um eine Verringerung der Nutzungsfläche, wobei die Höfe selbst erhalten blieben. Bei Hauswüstungen verschwanden zwar die Wirtschaftsgebäude eines Hofes, die zugehörigen Gründe wurden aber von einem anderen Hof weiter bewirtschaftet. Meist handelt es sich dabei um Hofzusammenlegungen. Bei Totalwüstungen schließlich verschwanden sowohl die Wirtschaftsgebäude eines Hofes, als auch die zugehörigen Äcker. Die Nutzungsflächen derartiger Höfe wurden entweder zu Weiden oder sie wurden von späteren Wäldern bedeckt.

Von unechten Wüstungen spricht man, wenn Siedlungsnamen verschwanden, ohne daß sich die Nutzungsfläche der Anwesen noch die Zahl der Bauernhöfe verringerte. Dies konnte der Fall sein, wenn verschiedene Siedlungsteile, die ursprünglich eigene Namen hatten, später nur mehr mit einem einheitlichen Namen belegt wurden. Der zweite Fall einer unechten Wüstung ist dann gegeben, wenn ein in der Flur stehender Einzelhof in das nächste Dorf verlegt wurde, ohne daß dabei Veränderungen an der Nutzungsfläche dieses Hofes eintraten. Dieser, der heutigen Vereinödung (Aussiedlung) entgegengesetzte Vorgang kann in Altbayern sehr häufig festgestellt werden. *(Dr. Gerhard Hanke)*

Nichts kann neben der Vorgeschichts- und Urkundenforschung die Siedlungsgeschichte mehr fördern als die Durcharbeitung der alten Flurkarten. Bei solcher Arbeit fiel es mir oft genug auf, daß inmitten der Ortsflur einer Gemeinde abgerundeter Besitz *eines* Anwesens auftaucht, oft noch dazu eines Bauern, der sonst keinerlei Anteil mehr an der übrigen Flur hat. „Gallhansenfeld" heißt da etwa ein Gewann am Nordende der Gündinger Flur, das, bestehend aus mehreren Äckern und Wiesen, vollständig zum „Gallhans" auf Haus Nr. 12 (alt Nr. 9) in Günding gehört. Umständliche Forschungen führten zu dem Ergebnis, daß die genannte Ortsflur einmal den Namen Vogelried geführt hat, der erstmals im Fürstenfelder Salbuch von 1350 als Vögelinsriet auftaucht. Leider ist nicht festzustellen, wann Haus und Hof draußen am Waldessaum verlassen wurden und nach Günding verlegt wurden. Um 1400 taucht ein Bauer Vogelrieder bereits im nahen Pellheim auf. Dieser verlassene Einödhof hatte noch lange seine alte Pfarrzugehörigkeit nach Pellheim zäh behauptet, nachdem er in Günding aufgegangen war. Dieser Hof war auch einmal den Eisenhofern zu eigen, die ihn 1312 dem Freisinger Bischof zu Lehen auftrugen und damit die Lösung eines Hofes zu Purtlhof aus dem Lehensverband erzielten (OA 24 n. 109); er ging danach durch mehrere Hände, bis er 1582 in landesfürstlichen Besitz überging. Östlich an Vogelried grenzte unmittelbar der Einödhof Frankenthal an. Auch hier führte der Umstand, daß nur der Maierhauser, Haus Nr. 8 (alt Nr. 6) und der Steer, Haus Nr. 11 (alt Nr. 10) von Günding in der Frankenthal genannten Flur Besitz haben, zur Entdeckung des abgegangenen Ortes, über den wir indes weit schlechter unterrichtet sind als über Vogelried.

Auch anderswo blieben alte Ortsnamen von verschwundenen Siedlungen an Flurteilen haften. Oft weiß das Volk noch um solche Örtlichkeiten. Anderswo deuten gewisse Spuren auf Wüstungen hin: Vertiefungen von einer Düngergrube, steiniger Boden mit Gebäuderesten, Brennesselflecken, die den Hof umsäumten, ein einsamer Hollerbaum, eine Feldkapelle oder ein Weiher. Wertvoll für die Feststellung von Wüstungen ist auch die Tatsache, wenn inmitten der Flur einige Äcker oder Wiesen mit „Garten- oder Peuntrecht" vom allgemeinen Weidegang ausgenommen waren. Das allein schon würde z. B. den abgegangenen Ort Pergerdorf bei Niederroth verraten haben.

Bei der nun folgenden Aufzählung der einzelnen Wüstungen wollen wir in der Südwestecke des alten Landgerichtes Dachau beginnen.

Das Kloster Fürstenfeld hatte in seinen eigenen Hofbau das Gelände von zwei größeren Orten eingegliedert: *Geggenpeunt* mit ungefähr 12 Bauernstellen und den um

1250 noch mit sieben Höfen bestandenen Ort *Gambach*, der ungefähr an der Stelle des heutigen Bahnhofes Fürstenfeldbruck war. Später erstand hier ein Spital oder Siechenhaus, das der Flur den Namen Siechenfeld gab. Geggenpeunt ging nach 1480 ab, Gambach um 1460.

Gunderbach, zwischen Roggenstein und Wagelsried, 1307 als Hof erwähnt, verschwand um 1350. Heute heißt hier eine Flur Wunderbach, nahe dabei ist das Ried- (fälschlich Rieg-)feld.

Rupprechtsried, zwischen Lindach und Untermalching; eine Rupprechtskapelle außerhalb Lindach hält die Erinnerung daran aufrecht. 985 erstmals erwähnt, 1342 Oberlindach genannt, scheint es um 1400 abgegangen zu sein.

Frechtersried, zwischen Obermalching und Puch in der Flur Herrenriedl. Dieser Flurname ist zu erklären aus Ödenriedl (1608), gesprochen Eadenriedl (1721 Ernried). 769 als Reod mit Malching aufgezählt (Fr. Tr. 36), 1173 Frechtinesried (OA 24 n. 18); dann oft genannt beim Kloster S. Ulrich - Augsburg, in den Mammendorfer Zehentbeschreibungen; 1466 „Frechenried zwischen Galgen und Westermalching" (Bernr. U. 5); abgegangen um 1250 - 1300.

Dullenberg, zwischen Mammendorf und Eitelsried; 1138 Toullinperg; um 1450 schon abgegangen.

Peretsau, Flur nördlich von Peretshofen am Nannhofener Wald; um 1200 Wiesen zu Kager (Fr. Tr. 1570); 1627 Kagenhof oder Peresau, auch Bernsau genannt (vielleicht das Bernoldsried der Eisenhofer Teilungsurkunde von 1298); abgegangen um 1300. Die Gründe wurden aufgeteilt unter Mammendorf und Günzlhofen.

Wenigfeld, geschlossener Besitz von Haus Nr. 12 in Längenmoos, nördlich vom Ort, 1582 Ried, Rieden genannt (Fü L 7/704). Der Hausname von Nr. 12 lautet Weni und ist jüngeren Datums (nach dem Besitzer Benno Ludwig aus der Zeit um 1700). Die Siedlung scheint schon sehr früh, vielleicht wie der nachfolgende Ort, zwischen 1000 und 1200 abgegangen zu sein.

Hintersberg (Flurname), geschlossener Besitz von Haus Nr. 9 in Längenmoos östlich des Ortes; 1582 Wintersberg (Fü L 7/704).

Kreuthof, Flur zwischen Ober- und Unterschweinbach, ohne urkundlichen Nachweis; wohl auch schon zwischen 1250 und 1300 wieder verödet und Wald geworden.

Dreiriedfeld (MB 9/291 von 1466), Flur Riedfeld und Riedholz nördlich und nordöstlich von Herrnzell; dazu gehört auch die Flur Riedberg nordwestlich von Unterschweinbach; jedenfalls drei abgegangene Orte umfassen, jedoch ohne urkundliche Nachweise.

Reitersberg, ehemaliger Hof (Fü U 75 von 1392) westlich von Dürabuch, bald nach 1400 z. T. in Dürabuch aufgegangen, z. T. wieder bewaldet.

Klebshof, 1212 Chlefshaim, 1329 Clepshaim (RB 6/310), zwischen Überacker und Zötzelhofen; hier die Flur Greschfeld. Abgegangen nach 1400 und sodann von Überacker aus bewirtschaftet.

Riedhof, zwischen Überacker und Rottbach. An der Stelle des Ortes steht das Weiherhaus. Um 1200 Ride, 1388 Witzelried (Sch. U.), vor 1450 abgegangen. 1498 wird das Gelände von Herzog Albrecht erworben und bald nach 1500 ersteht hier das Haus eines Weiherhüters.

Gereuthof, zwischen Einsbach und Hilpertsried, 1298 genannt, heute Flur Margarethenfeld, um 1350 abgegangen.

Riedfeld, zwischen Ebertshausen und Todtenried, ohne urkundlichen Nachweis, um 1300 kaum mehr bestehend; heute wieder mit Häusern besetzt.

Altwur, südwestlich von Lederhof bei den Wöhrwiesen, 1329 (Fü U) mit Zehent erwähnt, wahrscheinlich aber schon damals Wüstung.

Eckertshofen, 809 Ekkiperchteshova (Fr. Tr. 296), noch 1315 mit Kapelle in der Pfarrei Sulzemoos erwähnt, wahrscheinlich zwischen Schloß Odelzhausen und Taxa gelegen, um 1350 wohl schon in der Burgsiedlung Odelzhausen aufgegangen.

Laichfeld, geschlossene Flur östlich von Essenbach; urkundlich nie erwähnt; wohl schon um 1200 - 1250 abgegangen.

Hofwinkel, Flur nordwestlich von Unterweikertshofen am Wald; ohne urkundlichem Nachweis; wahrscheinlich schon um 1000 - 1100 abgegangen.

Ludwigsried, Flur Riedfeld südlich von Walkertshofen, 1231 an das Kloster Scheyern geschenkt, um 1400 abgegangen.

Schnaitt, südlich von Oberroth am Wald Schnaittach gelegen; 1102 als predium iuxta „Snaitte" an das Kloster Dietramszell gestiftet (MB 6/166); schon im 14. Jahrhundert vom nahen Rothof aus bewirtschaftet.

Riedl, Flur nordwestlich von Machtenstein beim Riedholz, ohne urkundlichen Nachweis; wohl schon vor 1000 aufgegeben.

Schildhof, unmittelbar südlich an Schnaitt anschließend. Erst 1609 (HStA Kirche und Schule 218/30) erwähnt. Wüstung wohl schon vor 1100. Die Gründe wurden Machtenstein einverleibt.

Kammerhof, Flur Kammerfeld nördlich von Grub bei Lauterbach, 957 Chamara (Fr. Tr. 1187), 1270 Chamerberg. Wüstung seit mindestens 1300; im nahen Grub aufgegangen.

Walkertshof, als Flurname südlich von Grub erhalten; ohne urkundliche Nachricht, dürfte schon sehr früh abgegangen sein; die Gründe werden von Grub aus bewirtschaftet.

Erlach, ein schon 1362 als abgegangener Hof bezeichneter Ort nordwestlich von Lauterbach an der Flurgrenze von Kreuzholzhausen (Pfarrarchiv Lochhausen, Graf Hundsches Archiv Urk. Nr. 6 v. 1468). Gründe zum Schloß Lauterbach gezogen.

Sigbotenried, wahrscheinlich das nordwestlich von Kreuzholzhausen gelegene Riedfeld. Der Ort wurde 1190 an das Kloster Scheyern gestiftet (MB 10/405) und 1298 wieder veräußert (Sch. U.), war wohl um 1300 schon eine Wüstung.

Riedlag, nördlich von Bibereck am Walde gelegen, ohne urkundlichen Nachweis.

Läntersau, (1391 D. U. 23) nordöstlich von Bibereck, am Wäldchen links auf dem halben Weg zwischen Facha

und Oberbachern gelegen. Offensichtlich bald hernach abgegangen; später Glantersau und als Wald Glanterschlag bezeichnet.

Erchenfritshofen, 1206 an das Kloster Scheyern gestiftet, 1339 unter Eisolzried gelegen, hart an der Flurgrenze von Bergkirchen beim „Riedelsberg"; bald hernach Wüstung und zum Hofbau Eisolzried gezogen.

Hausmann, Hausmanning, westlicher Teil von Kienaden; um 1300 beim Kloster Scheyern, um 1400 schon abgegangen; 1626 ist die Erinnerung daran noch lebendig (StA Landshut Rep. 68, Fasc. 948 Nr. 115).

Puch, 833 Poach, ein schwer nachweisbarer Ort, der von Bergkirchen aus am östlichen Ufer der Amper gelegen haben soll (vielleicht am Wäldchen südöstlich von Feldgeding). Die Siedlung verschwand vermutlich bereits im 10. Jahrhundert während der Ungarneinfälle.

Schmalhof, vielleicht das 1258 genannte Smallocha, sicher aber 1343 Smalla (MB 20/5) d. h. die kleine La (= nasser Wiesengrund). 1343 wurde der dortige halbe Hof nach Bergkirchen gestiftet; zwei Teile der Felder lagen in der Pellheimer, 1 Teil in der Bergkirchner Pfarrei (S. Andr. 84/a. 1613). Erscheint 1422 (Brandschatzungsverzeichnis) als Oberfacha. 1450 ist er bereits abgegangen. Der halbe Hof lag nordöstlich von Facha auf dem Wege nach Unterbachern; er wurde später von Facha aus bewirtschaftet.

Schmiedheim, dem Schmalhof unmittelbar benachbart, östlich und nördlich von ihm noch weiter gegen Unterbachern zu gelegen. Es handelt sich um eine größere geschlossene Flur in der Ortsgemeinde Unterbachern, die zu den Höfen Nr. 8 (Schmiedbauer 1/2 Hof), Nr. 15 (1/1 Hof) und Nr. 17 (1/1 Hof) gehört. Es erscheinen dort die Flurnamen „Schwemmsam" und „Hofstatt". Hofstatt deutet allein schon auf einen abgegangenen Ort. Um 930 wird Besitz „inter Paccharun et Smidaheim" vertauscht (Fr. Tr. 1079). Der spätere Hausname für Unterbachern Nr. 8, Schmiedbauer, ist wohl auf den alten Ortsnamen zurückzuführen, da nie ein Schmied auf dem Anwesen ansässig war. Andererseits könnte Schmied-, Schmiedsham (gesprochen Schmisam) später in Schwemmsam entstellt worden sein. Möglicherweise hat der Ort auch einmal Hunthaim geheißen (Kl. Anger L 9/131), denn zum Jahr 1455 wird ein Acker im Feld gen Hunthaim genannt, im Gegensatz zum Feld gen Oberbachern und gen Ried. Die drei Höfe müssen spätestens um 1400, vielleicht schon zwischen 1200 und 1300 in Unterbachern aufgegangen sein.

Bergerdorf, 848 Perg mit Ottmarshart, 1230 Pergardorff. Die Siedlung lag in der geschlossenen Flur im Bergfeld südwestlich von Niederroth und dürfte um 1300 abgegangen sein. Wahrscheinlich im 15. Jahrhundert übernahmen drei Bauern von Niederroth (Haus Nr. 1, 2, 33) die Gründe.

Lindach ist wahrscheinlich am „Lindbichl" oder Lindfeld beim Abdecker südwestlich vom Kloster Indersdorf zu suchen. Im ersten Indersdorfer Salbuch von 1330 wird es an erster Stelle genannt. Die Reihenfolge der Güter leitet dann weiter über die nahe gelegenen Orte Breitenwiesen, Daxberg, Pasenbach. Weit später (f. 3') folgt nach Oberroth das diesem benachbarte andere Lindach. Das erstgenannte Lindach fehlt im zweiten Salbuch von 1429. Der Ort wurde inzwischen in den Hofbau des

Schmidbauernhof in Unterbachern

Sommerhaus bei Unterweilbach

Klosters einbezogen, war also schon um 1400 abgegangen. 1446 werden noch die Zehentrechte des Pfarrers von Vierkirchen auf dem „Linthoff" erwähnt (OA 24 n. 723).
Hadern, Flur östlich von Straßbach, nahe dem Wäldchen von Häusern. Es dürfte sich dabei um das Gut (predium) Hardirn handeln, das um 1230 Friedrich von Sigmertshausen dem Kloster Indersdorf gab (OA 24 n. 54). Indersdorf besaß nach den Salbüchern zwar auch Güter in Groß- (Klein-)hadern bei München, die obengenannte Schenkung kann sich aber nicht hierauf beziehen, da die Schenkung dann von den Gebrüdern Fuß stammen müßte (OA 24 n. 41 v. 1220). Da unser „Hardirn" schon im ersten Salbuch von 1330 nicht mehr genannt wird, werden die Leute am Hart (Wald), „Harder" genannt, bereits um 1300 nach Pasenbach abgewandert sein, wohin heute die Flurstücke der Wüstung gehören.
Burgriederfeld, Flur zwischen Sigmertshausen und Niederroth, anschließend an den Burgstall von Niederroth. Der Name setzt eine Siedlung von Burgsassen voraus, Burgried geheißen; ohne urkundliche Nachrichten. Der kleine Ort dürfte verfallen sein, als Pfalzgraf Kuno von Rott-Megling-Frontenhausen um 1080 den Ort Niederroth mit Burgstall dem Kloster Rott am Inn überließ.
Narrenhofen, 1160 (MB 9/455) ist ein schwer festzulegender Ort, der aber zweifellos in der Nähe von Unterweilbach zu suchen sein wird. Die Lagebeschreibung des Ortes wäre wesentlich erleichtert, wenn man den dunklen Namen zu deuten vermöchte. 1404 besitzt Hans der Schluder von München den Narrelhof zu Weilbach, sowie den dortigen Sedelhof (Mü GerPr 1404 f. 29'). Am ehesten möchte ich mich für die Lage nordwestlich von Unterweilbach in der Nähe des „Sommerhauses" entscheiden, wo Grund und Boden seit alters zum Schloßgut gehören. Der ehedem zwei- bis dreihöfige Ort Narrenhofen muß aber schon 1350 Wüstung gewesen sein.
Kaihof, am Pellheimer Gehai (eingehegter Wald) südlich von Pellheim und nördlich von Webling. 1347 leistet Heinrich der Pellheimer „Gewerschaft" mit einem Anger zu Gehai (MB 6/420). 1430 wird ein Acker bei Gehay im Goppertshofer Feld genannt (Mü Sp 82), 1445 Zehent aus dem Kayhof erwähnt (Hist VO U 5379). Der Hof muß schon um 1400 verödet gewesen sein.
Paltoldesperge, ein um 1173 mit Röhrmoos und Schillhofen genannter Hof (OA 24/11), 1330 Paltesperch; heute die Flur Wallersberg am Zusammenstoß der Gemeindegrenzen von Röhrmoos, Purtlhof und Reipertshofen; war wohl schon um 1350 Wüstung.
Giggenhausen ist im Bergfeld nordwestlich von Ampermoching zu suchen. Um 890 Gutihinhuson (Fr. Tr. 971). Die späteren Nennungen sind oft schwer zu trennen von Chuginhusir = Giggenhausen bei Freising. Das herzogliche Urbar von 1224 MB 36/I, S. 78 nennt Goutsenhusen im Dachauer Gericht und von 1268 (MB 36/II, S. 2) Gutchenhusen. 1530 nennt die Fürstenfelder Güterbeschreibung in Ampermoching ein Unterfeld über Giggl-heissen (Fü L 5/54), 1582 Gigglscheissen (Fü L 7/891). Da um 1100 der Freisinger Ministeriale Aripo von Gutichenhusen (Fr. Tr. 1504 a) mit dem zur gleichen Zeit genannten Eribo von (Amper-)moching gleichzusetzen sein wird (Fr. Tr. 1683), wird der Ort Gutichenhusen um 1100 bereits verödet gewesen sein.
Gadem, 1270 wird eine piscaria (Fischwasser) in Gadem genannt (MB 36/281), die nach Haimhausen gehörte. Gadem ist ein einräumiges Gebäude, wie es für einen Fischer genügen konnte. 1582 heißt es Garn (Fü L 7/891), heute gibt es die Flur Garngarten (also Verdopplung des mißverstandenen Wortes Gadem) östlich von Ampermoching an der Amper gegen Ottershausen gele-

gen. 1427 soll Peter Fischer von Ottershausen ein Haus auf dem „Fischlehen" erbauen (Privilegienbuch 6/19), was offenbar nicht geschehen ist.

Baierlach, Flur und Wald zwischen Hebertshausen und Würmmühle auf dem rechten Amperufer. Um 876 Purinloch, d. h. Loh oder Wald in dem ein „Bur" = Gebäude steht (Fr. Tr. 949). Der kleine Ort wird wohl kaum über die Ungarneinfälle, also das 10. Jahrhundert, hinausgekommen sein.

Buchschorn, 821 und 823 Pochscorrin (Fr. Tr. 461 u. 490), 1287 im Besitz des Klosters Fürstenfeld (Fü U n. 21, 1. Salbuch f. 12). Es wird nach Sulzrain, Lotzbach und Westerndorf als Puoschorn (ein Hof) genannt. 1381 heißt es bei Hebertshausen „3 Holzmarch zu Puchschorn" (Mü U HStA 5). Am 30. Juni 1404 erhält J. Hermann aus Moching vom Kloster Fürstenfeld Güter zu Moching, Sulzrain und Puchschorn (Fü U). Trotz aller Bemühung ist eine Flur dieses Namens in den genannten Orten nicht festzustellen. Vielleicht lag der Hof an der Stelle des heutigen Hackenhofes. Hier ragt südlich von Ampermoching mitten im Dachauer Moos ein fruchtbarer Tertiärhügel auf, den man sich für die Siedlung kaum entgehen ließ. Der Ort muß um 1400 abgegangen sein.

Kreuthof, Flur „Kreut" am östlichen Ende Gemarkung von Biberbach. 1315 gehört der Greythof nach Neustift (Neustift L 3/23), dürfte aber schon um 1350 wüst geworden sein.

Im *Ried*, kleine Flur zwischen Fahrenzhausen und Jarzt (Plan Nr. 175 - 178). Über eine hier gestandene Siedlung ist nichts zu ermitteln.

Riedholz, südlich von Unterschleißheim, östlich von Mittenheim am Nordrand des Schleißheimer Forstes gelegen (StAOb GL 539 von 1603), das einst zur Hofmark Haimhausen gehörte, deutet auf eine Siedlung hin, die offensichtlich schon vor 1000 abgegangen ist.

Lohhof, an der Stelle des heutigen Bahnhofes. Um 1400 Lochof genannt (SAndr. 20), um 1480 abgegangen. Erst um 1810 entstand hier wieder eine Siedlung, die den alten Namen erhielt.

Lodersham, als Flurname „große und kleine Lodersham" mit vielfachen Steinspuren östlich vom Schloß Schleißheim an der ersten Kanalbiegung erhalten. Nur der westlich der Ingolstädter Staatsstraße gelegene Teil (Wald) gehörte zum Landgericht Dachau. 979 Latersheim (MB 6/162); wahrscheinlich seit 1250 Wüstung.

Konradshof (großer und kleiner) im südöstlichen Teil des Oberwiesenfeldes zwischen Lerchenfeld- und Schleißheimerstraße, also im Stadtbereich von München gelegen. 1260 gehörte Chuonradshoven zu Schäftlarn. Im ersten Schäftlarner Salbuch von 1313 wird es nicht mehr erwähnt, dürfte also um 1300 eingegangen sein.

Am *Ried*, ist in einem Flurnamen zwischen Gröbenzell und Olching südlich der Straßenkrümmung bis zum Taucherholz, ohne urkundliche Nennung, erhalten.

Damit könnte die lange Liste der verschollenen Orte als abgeschlossen gelten. Gehen wir aber bis auf die bajuwarische Urzeit zurück, so müßten wir mindestens noch vier bis fünf Fundstellen von merowingischen Reihengräbern auf Münchner Boden hier einbeziehen, die außerhalb der alten Dörfer liegen. Wieviele solcher Gräberfelder werden uns aber auch weiter noch verborgen bleiben? Und wie viele der später eingegangenen Orte entziehen sich unserer Kenntnis, weil keinerlei Überlieferung auf uns gekommen ist? Andere Belege wieder lassen sich nur schwer lokalisieren. So bleibt auch fraglich, ob das 1270 im Dachauer Amtsbereich liegende Gennenhusen einen verödeten Ort darstellt oder etwa Gänsstall oder gar das südlich von Schönbrunn am Walde von Mariabrunn zu suchende St. Pölten, eine Siedlung mit einer Kapelle und einem Begräbnis, ist. Geheimnisvolles Dunkel umhüllt diese Stätte, deren Vorhandensein erschlossen werden kann aus der Erwähnung von „Peltenäckern und Peltenholz" im Jahre 1582 (Fü L 7/891 a. 1582) und aus dem „S. Hypolytenfeld und Sant Pöltenfeld", die 1686 genannt werden (PfA Ampermoching 1686). Die Sage weiß auch von einer Kapelle und von mehrfachen Skelettfunden zu berichten. Gerade der letztgenannte Umstand weist doch auf eine Siedlung hin, die schon sehr früh verschwunden sein muß. Verdächtig als Wüstung erscheint endlich auch die Flur Hienering zwischen Fahrenzhausen und Bachenhausen wegen der Eigenart ihrer Zehentrechte.

Halten wir noch einmal Umschau bei den genannten Wüstungen. Die hohe Zahl von mindestens 54 nachweisbaren abgegangenen Orten fällt bei einer Gesamtzahl von rund 250 Siedlungen des Herstättenverzeichnisses von 1446 ganz erheblich ins Gewicht. An diesen Wüstungen hatten alle Jahrhunderte ihren Anteil. Das erste Mal müssen sich die Wüstungen am Ende der Reihengräberzeit, also um 800 gehäuft haben; ein zweites Mal, wie leicht begreiflich ist, zur Zeit der Ungarneinfälle zwischen 900 und 955; ein drittes Mal zwischen 1350 und 1450. Berichtigend soll gleich vermerkt werden, daß der Anteil der Kriege an den Wüstungen gewöhnlich überschätzt wird. Hat doch gerade der verheerendste unter ihnen, der Dreißigjährige Krieg (1618 - 1648), bei uns keine dauernden Ödungen geschaffen. Die gehäuften Pestfälle von 1349 - 1500 sind noch weniger für solche Dinge verantwortlich zu machen, denn die Häuser blieben und fanden bald wieder neue Insassen, besonders wenn nicht gleich ganze Dörfer ausstarben. In der Hauptsache scheinen hier wirtschaftliche Gründe und das Gefühl der Sicherheit, verbunden mit dem der Bequemlichkeit bestimmend für die Aufgabe einer Siedlung gewesen zu sein. Handelt es sich doch bei den verschwundenen Siedlungen meist um Orte im und am Wald. Lichtscheues Gesindel gab es nachweisbar im 15. Jahrhundert genug, das auch dem Einöder mehr als dem Dörfler arg zugesetzt haben wird. Plackereien der Kriegsknechte in den zahlreichen Fehden des ausgehenden Mittelalters mochten draußen am Wald leichter möglich sein und fühlbarer werden als drinnen im Dorf, wo leichter einmal Selbsthilfe der Bauern möglich war. Brandfälle, die bei den damaligen Holzbauten überaus häufig waren, versetzten die Betroffenen in der Einöde in eine völlige Hilflosigkeit. Für die gesteigerten Lebensbedürfnisse fand sich im Dorf und näher der Landstraße leichter die Mög-

lichkeit bequemer Befriedigung. Also weg vom Walde! Das wird bei so vielen die Losung gewesen sein, die man zu verwirklichen versuchte, wenn einmal das Haus über dem Kopf zusammenbrannte oder „die Zimmer versanken", d. h. das Haus altersschwach in sich zusammenfiel. Dann verlegte man den Neubau eben ins Dorf. Verbesserte Nutzungsrechte der Bauern gegenüber dem Grundherrn gaben hierzu die Möglichkeit. Nicht selten mag ein Bauer seinen Hof aufgegeben haben, wenn der Boden zu karg war oder zu naß und sich der Arbeitsaufwand nicht lohnte. Sobald sich ihm die Möglichkeit bot sich besser einzukaufen, wird er dies getan haben.

Der Adel und die Geistlichkeit dagegen hatten offensichtlich nur wenige Wüstungen auf dem Gewissen. Soweit wir feststellen konnten, fällt nur Erlach an den Hofbau zu Lauterbach, Erchenfritshofen an den zu Eisoldzried, Narrenhofen an den zu Unterweilbach und Ekkertshofen anscheinend an den Hofbau von Odelzhausen. An einigen Orten griff die geistliche Hand zu, um den klösterlichen Eigenbau auf eine breitere Grundlage zu stellen, besonders wenn man, wie die Zisterzienser in Fürstenfeld, über ein Heer von Laienbrüdern und sonst viel dienendes Volk verfügte. Das Stift, hart an den Schöngeisinger Forst herangeschoben, fand nicht die Möglichkeit, in den ausgedehnten fürstlichen Wald einzudringen. Es suchte und fand Ersatz in der Einverleibung der zwei größeren Orte Geggenpeunt mit 10 - 12 Bauernstellen und Gambach mit 6 - 7 Höfen. Die Flur von Geggenpeunt fiel nach der Klosteraufhebung 1803 an die Gemeinde Emmering, der sie schon immer pfarrlich verbunden war, die von Gambach an den Markt Bruck. Das Chorherrenstift Indersdorf am entgegengesetzten Ende des Landgerichts Dachau übernahm bei der Gründung um 1120 das Gelände der Burg Indersdorf auf dem Werd am rechten Glonufer, späterhin um 1400 zog es das Bauland vom Hof Lindach und Hofstetten an sich.

Gelegentlich mag auch die Wasserarmut bestimmend für eine Wüstung gewesen sein; so z. B. bei Dullenberg, Hintersberg, Reitersberg und Paldinesberg. Im allgemeinen gilt für Wüstungen das Gesetz: Je größer und kräftiger eine Siedlung war, desto weniger konnte sie verfallen. Zwei- bis dreihöfige Orte stellen schon die Höchstgrenze für eine Wüstung in unserem Gebiet dar. Nur Geggenpeunt und Gambach machen hiervon eine Ausnahme, indes nur, weil hier Eingriffe eines mächtigen Grundherrn vorliegen. Die große Mehrzahl der wüsten Orte waren Einzelhöfe oder Ansiedlungen von Häuslern, denen wohl oft auch die wirtschaftliche Kraft fehlte durchzuhalten oder den Besitz zu vergrößern.

Durch die Siedlungsgeschichte des ausgehenden Mittelalters geht als weiterer Zug, mehrere ehemals selbständige Orte unter einheitlichen Namen zusammenzufassen. Auch hier liegen je nach Lage der Verhältnisse die Anfänge oft weiter zurück, aber jetzt erst läßt uns die größere Zahl der urkundlichen Aufschlüsse klarer sehen. Der Ort Ried bei Indersdorf stellt eine Verschmelzung der Einzelhöfe Lochhof und Frenshof im Westen, Alsterzagel (d. h. Elsternschwanz) im Osten und für drei weitere, im ganzen also sechs Siedlungsgruppen dar. Langenpettenbach über der Glonn, im 13. und 14. Jahrhundert noch aus Obernheim, Pettenbach und Niederheim bestehend, erscheint im 15. Jahrhundert nur mehr unter dem einen Namen Pettenbach. Der Grund liegt hier wohl wie anderswo darin, daß die Lücken zwischen den einzelnen größeren Höfen allmählich von Häuslern oder Kleingütlern ausgefüllt wurden. Bei Lauterbach verschwindet zur selben Zeit der Name für den vormals selbständigen nordwestlichen Teil, der Eschelhof hieß; bei Wiedenzhausen der des nordwestlichen Lungerhofes. Früher schon hat von den zwei Höfen zu Grubhof bei Arnbach der südlichere, ehedem Hattenhofen benannt, diesen Namen verloren. Der mittlere von den drei Wiedenhöfen (Ramshof) verlor ebenfalls seinen Namen; der des westlichen Wiedenhofes blieb dagegen wenigstens im Volksmund als Arnoldshof noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

Andere Orte änderten ohne sichtlichen Grund ihren Namen. Der ehemalige Eyresloch (Wald eines Iring) bei Überacker nimmt um 1500, nach einem neuen Besitzer Loder, den Namen Loderhof an. Pischertshofen, vorübergehend zwischen 1350 und 1450 als Edenhofen in Urkunden geführt, erobert den alten Namen wieder zurück. Diethochshusen, Dietzenhausen bei Bachern gibt seinen alten Namen zugunsten des allgemeinen und farblosen Ried um 1370 auf. Bei Frauen- und Stephansberg dringt seit dem 15. Jahrhundert der heutige Name gegenüber dem alten Oster- und Westerberg durch; der Kirchenheilige obsiegt hier gegenüber der Lagebezeichnung. Kappelhof bei Einsbach legt damals die Bezeichnung Gogelhof ab. Der gleiche Name verliert sich auch bei dem östlichen Hof von Mitterndorf (Wengerbauer), der, weil er dem aufragenden Gogel- oder Gigerlberg benachbart liegt, lange Zeit Gogelhof benannt wurde. Der westliche Hof von Unterweikertshofen, der heutige Berglbauer, mag erst nach 1500 die uns irreführende Benennung Oberweikertshofen verloren haben; Oberweikertshofen bezeichnet ja den etwa zwei Stunden südwestwärts gelegenen Ort.

Vergleichen wir das Vergangene mit der Gegenwart, so erscheinen uns bei der raschen Bevölkerungszunahme zwar neue echte Wüstungen kaum zeitgemäß. Ein Aufgeben alter Siedlungsnamen aber geht vor unser aller Augen vor sich. Und mancher alte Name wäre schon längst aus der Erinnerung verschwunden, hätten nicht umsichtige Gemeindeväter diesen Namen durch Straßennamen zu einem weiteren Leben verholfen.

Diese Ausführungen wurden dem im Staatsarchiv f. Oberbayern verwahrten ungedruckten Manuskript von Dr. Scheidl: Frühgeschichte des Dachauer Landes, S. 558 - 581 entnommen. Dabei nahm die Schriftleitung kleinere Überarbeitungen vor.

Die wundertätige Madonna von Luttenwang

Von Clemens Böhne

Auf dem Hochaltar der Pfarrkirche von Luttenwang steht eine gotische Madonnenfigur, die ein Alter von mindestens 550 Jahren besitzt. Sie stellt den Typ der sogenannten „Schönen Madonna" dar, welcher die starren Madonnenfiguren des 14. Jahrhunderts ablöste. Gewöhnlich sind Figuren dieses neuen Typs nur von kleiner Gestalt, stets unter Lebensgröße, jedoch hat der Künstler alle Sorgfalt auf ihre Darstellung angewendet. Das Gesicht der Madonna ist von einer ungewöhnlichen Zartheit und Lieblichkeit; auch das Kind ist künstlerisch mit mehr Liebe und Sorgfalt behandelt worden, als es im vorhergehenden Jahrhundert gewöhnlich der Fall zu sein pflegte. Von ungewöhnlicher Pracht ist das faltenreiche Gewand der Mutter, die Krone ist auffallend groß und in allen Einzelheiten minutiös wiedergegeben. Das Kind wendet sich dem Beschauer zu und ist selbst mit einer Krone geschmückt.

Rund um diese im Landkreis einzige Darstellung der „Schönen Madonna" wurde in der Rokokozeit ein prachtvoller Schmuck gelegt. Säulen tragen die Girlanden, Engel umspielen die Figur und halten den geschwungenen Baldachin, über dem Gott Vater in majestätischer Ruhe thront.

Die Herkunft dieser Madonnenfigur wie auch der Künstler, der sie geschaffen hat, sind unbekannt. Ob sie ein Geschenk des Hofmarkherrn, des Abtes vom Kloster Fürstenfeld gewesen ist, oder ob der Pfarrer sie käuflich erworben hat, läßt sich heute nicht mehr sagen. Tatsache ist jedoch, daß sie in späterer Zeit in den Ruf einer wundertätigen Madonna kam. Leider wissen wir nicht den Beginn dieser Verehrung, jedoch behauptet das noch erhaltene Mirakelbuch von Luttenwang, das sich im Pfarrarchiv von Grunertshofen befindet, daß die Anrufung schon „ab immemorabili" „seit undenklichen Zeiten" erfolgte. Der Titel des wertvollen Dokumentes lautet: „Verzaichnuß deren durch anruffung der gnaden Bildnuß Mariae in Luttenwang erhaltenen Guetthaten, errichtet 1767". Der Pfarrer Josef Peißl, der das Mirakelbuch angelegt hat, verzeichnet in 937 Nummern 941 Gebetserhörungen. Das Buch endet mit dem Jahre 1803, umfaßt also nur 37 Jahre.

Pfarrer Josef Peißl schreibt in seinem Mirakelbuch, daß er sich entschlossen habe, „von Zeit zu Zeit angegebenen Guetthaten zu schuldiger Dankbarkeit und Vermehrung des Eifers deß andächtigen Volkhs, besonders der Marianischen Liebhabern, ordentlich in ein Buch einzutragen und wenigist im Jahr einmal, als nemblich in Patrocinio oder Titularfest Mariae Himmelfahrt offentlich von der Canzl abzulesen und zu verkündigen". Dadurch sollten die erhaltenen Wohltaten „zur ewigen Welt gedächtnuß aufbehalten werden".

Im Vergleich zu den Mirakelbüchern anderer Wallfahrtsorte ist die genannte Zahl ungewöhnlich groß; sie zeigt, wie groß das Vertrauen der Bevölkerung der nächsten Umgebung gewesen ist. Einen weiten Ruf, wie beispielsweise die Madonna von Altötting, hat die Madonna von Luttenwang nicht besessen. Aus den ausführlichen Angaben jeder Gebetserhörung läßt sich folgern, daß nur die Bewohner von Luttenwang und von Grunertshofen hier ihr Leid und ihre Sorgen vertrauensvoll der „Schönen Madonna" von Luttenwang anvertrauten.

Durchblättert man den Folianten, so bekommt man einen recht genauen Überblick über die Sorgen, die einen Bauern im 18. Jahrhundert in erster Linie bedrückten. An erster Stelle stehen die Viehkrankungen, dicht gefolgt von den menschlichen Gebresten und Plagen; auch die Unglücksfälle des täglichen Lebens, besonders bei den Kindern sind nicht weniger zahlreich. Beginnen wir mit einigen Beispielen von körperlichen Anliegen, in denen die Menschen ihre Zuflucht bei der Himmelsmutter von Luttenwang nahmen, wenn kein irdisches Mittel helfen wollte.

Die vielen Fälle von Fehlgeburten und Kindbetterkrankungen sind aus der mangelnden Hygiene der damaligen Zeit zu verstehen. So heißt es z. B., daß die Maria Walchin im Jahre 1785 „mit unzeitigem Kindlbett und todtgefährlicher Geburt yberfahlen wurde, daß muetter und kindt schon in absprung und ein opfer des todts waren. Es geschache alles auf das beste; das Kind wurde ge-

Madonna von Luttenwang Foto: E. Rupprecht, Gröbenzell

tauft und war ein Engel im Himmel und die muetter wurde gesundt."
Von Blattern, der häufigsten Kindererkrankung, ist immer wieder die Rede. Heute ist durch die strengen Impfvorschriften diese Erkrankung ausgestorben, früher war sie aber meistens mit Tod oder schweren Entstellungen des Gesichts und Erblindungen verbunden. Ein Mädchen litt an „kindsplattern 3 wochen lang und war an beeden augen blind, leydete aus lange zeit an sehr grossen kopf- und augenschmerzen. Seynd die augen ohne braucheng eines anderen mittels ohnbeschädigt widerum aufgegangen."
Die beiden Kinder der Barbara Schoedlin „waren mit denen Kindsplattern 6 wochen lang hart behafftet, anbey leidete das Büeblein sehr an der Frais, das mägdlein aber kunnte 14 täg kein ärmlein bewegen, auch ein Füsslein gar nit riehren oder im geringsten ausstrecken. Yberdies war dieses Kind 7 Täg stokhblind und synd demselben auf dem rukhen wie ein mittlerer faust groß Pinkhl aufgefahren, so sehr schmerzhaft gewesen. Synd beede kinder glikhlich davon gekommen."
Bei den Tiererkrankungen handelt es sich in den meisten Fällen um den „leidigen Viehfall", die Maul- und Klauenseuche. Diese gefürchtetste Tierkrankheit ist noch immer die häufigste Viehseuche, kann aber heute durch energische Absperrmaßnahmen und durch Impfungen in kürzester Zeit erfolgreich bekämpft werden. Bis vor wenigen Jahrzehnten jedoch war sie bei den Bauern gefürchtet, weil es kein wirksames Mittel dagegen gab. In kürzester Zeit waren die Viehbestände eines Dorfes von dieser Krankheit ergriffen, welche den Stall bald entleert hatte. Es blieb dann dem Wasenmeister nur noch übrig, die Kadaver der gefallenen Tiere in einer Grube fern vom Dorf zu verscharren.
Da die Rinder das vorzüglichste Besitztum des Bauern darstellten, wird man verstehen, daß er zu allen Mitteln seine Zuflucht nahm und wenn diese nicht fruchteten, er seine Hilfe bei überirdischen Kräften suchte. Nur so ist die vorzügliche Anrufung der Madonna von Luttenwang zu erklären.
Einige der typischen Gebetserhörungen lauten: Anna Pläbstin, Wirtin in Grunertshofen, hatte im Jahre 1785 „eine todtgefährliche khue, sodaß würkliche gefahr schon vorhanden war, das beede, khue und kalb darauf gehen." Nach ihrem Gelöbnis hat sie „augenblikhliche hilf erlanget." Dem Bauern Heinrich Gistl in Luttenwang waren im Jahre 1771 „etwelche stükh Roß und khie-Viech umbgestanden, und es hatte auch das ansechen, es wolle dieses ybl weiter greiffen." Franz Dilger aus Luttenwang verlobt 1784 „ein todtgefährliches Pferdt, so 11 gantzer Täg nit das mindiste fuetter angenohmen. Danach hat sich dise große gefahr in eine kehlsucht verändert und ist vollkommentlich besser worden." Dem Michael Steber von Egling war 1773 „ein pferdt von einem andern am hintern fueß also hart geschlagen worden, daß gar einige scherblein von dem Bein herausgefallen. Nach einigen Tägen hat er es wieder zur arbeith brauchen können."
Heute werden keine Mirakelbücher mehr geführt. Die stille Verehrung der Madonna von Luttenwang aber lebt weiter.

Anschrift des Verfassers: Clemens Böhne, 808 Fürstenfeldbruck, Ludwigstraße 20.

Wolfgang von Weichs als Abt von Weihenstephan

(Schluß)

Von Alois Angerpointner

Wolfgang von Weichs dürfte am 23. Oktober 1490 in das Benediktinerkloster Weihenstephan eingetreten sein. Hiebei vermachte er seinen gesamten Besitz dem Kloster. Nach der noch vorhandenen Aufstellung handelte es sich um folgende Vermögenswerte: 18 Pfund Pfennige lebenslänglicher Zinsen aus seinem väterlichen Erbe, das mütterliche Erbe, eine Hube zu Reisen bei Erding, die Erträgnisse aus seinem kirchlichen Einkommen, die Erträgnisse aus seinem Lehen in Höflarn bei Pfaffenhofen, ein Pfund Pfennige jährlicher Zinsen von seinem Haus in Freising, die lebenslänglichen Zinsen von 40 Gulden aus der Stadt Augsburg, die lebenslänglichen Zinsen von 45 Gulden aus Regensburg.
Es gehört sehr große Selbstaufgabe und Selbstüberwindung dazu, wenn ein Mann mit den Qualitäten und dem Rang wie Wolfgang von Weichs in seinem hohen Alter all seinen hohen Einkünften entsagt, alle Bequemlichkeit, die er sich im Laufe seines langen Lebens geschaffen hat, aufgibt, sich in eine strenge Ordenszucht einordnet und sich zum Novizen erniedrigt.
Im Stammenbuch von W. Hundt (Bd. II/357) heißt es von ihm: „Ex Calendario Anniuersariorum resignato Canonicatu filio fratris Degenhardo, post plenum dierum Abbas in VVeihenstefan, hat da wohl gehaust/vil gebawt/ vnnd vil Ornamenta dahin geben/ Obiit Anno 1495." Die freie Übersetzung lautet: „Aus dem Jahrtagskalender, den sog. Gebetsverbrüderungsbüchern des Klosters Weihenstephan: Nachdem er auf sein Kanonikat resigniert hatte zu Gunsten seines Neffen, des Sohnes seines Bruders, nämlich des Degenhard (des Jüngeren), wurde er nach seiner Novizenzeit Abt des Klosters Weihenstephan und starb im Jahre 1495."
Am 25. Oktober 1491 — also genau nach einem Jahre — legte er die Profeß zu Weihenstephan ab und erhielt „auf Verlangen der Konventualen" vom Bischof Sixtus von Tannberg (1474—1495) noch im gleichen Jahre die Abtsweihe. Sixtus von Tannberg war zuerst Bischof von Gurk gewesen, ehe er auf den Freisinger Bischofsstuhl gekommen war. Er war einer der tatkräftigsten Bischöfe Freisings. Er hatte 1475 an der Hochzeit Herzog